Koloniale Abhandlungen Heft 68/69. Preis –.

Pam
Africa-East
Rezensions-Exemplar.

Deutsch-Ostafrika
und seine weißen und schwarzen Bewohner

von

G. von Byern

Wilhelm Süsserott
Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin
Berlin W. 30
1913.

Koloniale Abhandlungen.

Jedes Heft 40 Pfennig.

Heft 1. Bayer, Hauptm. im Groß. Generalstabe: **Die Nation der Bastards.** Illustr.
Heft 2. Lattmann: **Die Schulen in unseren Kolonien.** Illustriert.
Heft 3. Most: **Die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas 1885—1905.**
Heft 4. Scholze: **Die Heidenmission und ihre Gegner.**
Heft 5. Dr. Schultz: **Die Schafwolle im Hinblick auf die Schaf- und Ziegenzucht in Deutsch-Südwestafrika.**
Heft 6. Axenfeld, Missionsinspektor, Lic.: **Die äthiopische Bewegung von Südafrika.**
Heft 7. Prof. Dr. von Halle, Wirklicher Admiralitätsrat: **Die großen Epochen der neuzeitlichen Kolonialgeschichte.**
Heft 8/9. Schwarze, M. d. R.: **Deutsch-Ostafrika.**
Heft 10. Werner, Kommerzienrat: **Kaufmännische Mitarbeit an der Kolonialbetätigung.**
Heft 11. D. Kürchhoff: **Die Viehzucht in Afrika.**
Heft 12. Dr. Förster: **Die Siedlung am Kilimandjaro und Meru.**
Heft 13/14. Dr. Fiebig, Oberleutnant des Sanitätsdienstes a. D.: **Die Bedeutung der Alkoholfrage in unseren Kolonien.**
Heft 15. Dr. Lion: **Die Kulturfähigkeit des Negers.**
Heft 16. Dr. H. Sunder: **Kann d. weiße Rasse sich in d Tropen akklimatisieren?**
Heft 17/18. K. Romberg: **Die rechtliche Natur der Konzessionen und Schutzbriefe in den deutschen Schutzgebieten.**
Heft 19/20. O. Canstatt: **Bismarcks Kolonial-politische Initiative.**
Heft 21/22. Deeken: **Auswanderung nach den deutschen Kolonien.**
Heft 23. M. Hans Klössel: **Kleinsiedelung.**
Heft 24. Harbart d. J.: **England als Weltmacht im 20. Jahrhundert.**
Heft 25. H. Henoch: **Adolf Lüderitz.** Eine biogr. Skizze.
Heft 26. Dr. E. Backhaus: **Arbeiterfrage in der deutschen Südsee.**
Heft 27/28. Fr. Seiner: **Die wirtschaftsgeographischen und politischen Verhältnisse des Caprivizipfels.** Illustriert.
Heft 29. H. Berthold: **Rationelle Straußenzucht in Südafrika.**
Heft 30. Moritz Schanz: **Baumwollbau in deutschen Kolonien.**
Heft 31. Ad. Lane: **Deutsche Bauernkolonien in Rußland.**
Heft 32/33. Florian Hagen: **Marmorfunde in Deutsch-Südwestafrika.** Illustr.
Heft 34/35. Lord Curzon: **Indiens Stellung im brit. Weltreich.**
Heft 36/37. Dr. P. Vageler: **Die Düngungsfrage in den deutschen Kolonien.**
Heft 38. Oberstabsarzt Ph. Kuhn und Leutnant W. Harbers: **Die Auswanderung von Frauen und Kindern in die britischen Kolonien.**
Heft 39/41. Dr. Romberg: **Entwurf e. Schutzgebietsgesetzes nebst Begründung.**
Heft 42/46. Dr. P. Leutwein: **Die Leistungen der Regierung in der südwestafrikanischen Land- und Minenfrage.**
Heft 47/50. Dr. Golf: **Ackerbau in Deutsch-Südwestafrika.**
Heft 51. Prof. Dr. Backhaus: **Welche Aussichten bieten sich den Deutschen in Südamerika?**
Heft 52/56. Carl Pyritz: **Die volkswirtschaftliche Entwicklungstendenz in Egypten und im engl.-egyptischen Sudan.**
Heft 57/60. **Bericht über die Arbeiten der Wildschutzkommission der Deutschen Kolonialgesellschaft.**
Heft 61/63. Dr. Wegener: **Das heutige Indien.**
Heft 64/65 D. A. Merensky: **Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit?**
Heft 66. Hans Zache: **Die Ausbildung der Kolonialbeamten.**
Heft 67. Prof. H. Ziemann: **Über das Bevölkerungs- und Rassenproblem in den Kolonien und seine hygienisch-wirtschaftlichen Konsequenzen.**
Heft 68/69. G. v. Byern: **Deutsch-Ostafrika und seine weißen und schwarzen Bewohner.**
Heft 70. Graf Matuschka: **Die Wünschelrute.**
Heft 71. K. Loens: **Die Rentabilität der Oelpalme.**

Die Sammlung wird fortgesetzt.

WILHELM SÜSSEROTT, BERLIN W. 30.

Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

MISSIONARY RESEARCH LIBRARY

Deutsch-Ostafrika
und seine weißen und schwarzen Bewohner

von

G. von Byern

Rezensions-Exemplar.

Wilhelm Süsserott
Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoh. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin
Berlin W. 30
1913

„Kolonialfreundschaft kann unabhängig von sonstigen politischen Ansichten bestehen," so sagte einer unserer ältesten und besten Deutschostafrikaner, der Kaiserliche Bezirksamtmann a. D. von St. Paul Illaire, der mit zu den genauesten und vorurteilsfreiesten Kennern dieser schönen Kolonie, ihrer Vergangenheit und ihres Werdens gehört, in dem Vorwort zu seiner Abhandlung „Caveant consules"*. Und weiter sagt er an gleicher Stelle: „Die Ansichten mögen noch so weit auseinandergehen; bei gutem Willen und sachlicher Erörterung wird sich nach und nach ein gangbarer Mittelweg ausfindig machen lassen." — — Wenn Ihnen, meine sehr verehrten Leser, in dem Folgenden so manches nicht in das sonst Gehörte, in die alte Schablone passen will, so bitte ich, gütigst bedenken zu wollen, daß vor Ihnen nur Tatsachen aufgerollt werden, und daß Ansichten, die ich vielleicht vor allem im zweiten Teile meines Aufsatzes entwickeln muß, durch langjährige Beobachtungen während meines Aufenthaltes in Deutsch-Ostafrika gewonnen wurden. Ja es sind dies keine Ansichten mehr, es sind Erfahrungen. Ich werde zunächst von Deutsch-Ostafrika im allgemeinen sprechen und Ihnen erzählen, wie wir da draußen uns an Klima und so Verschiedenes gewöhnen müssen, wie unsere Lebensweise ist und sein muß, und werde von da ab auf die übergehen, mit denen wir dort zusammen leben, arbeiten und verdienen, die Eingeborenen, werde den Verkehr mit ihnen, ihre Behandlung, ihre Stellung uns gegenüber und die Aussichten, sie zu kultivieren, besprechen, kurz die sogenannte Eingeborenenfrage. Dieser Frage werde ich hierbei den breitesten Raum lassen. Dabei habe ich naturgemäß die Frage des Islam und die Tätigkeit der Missionen kurz zu streifen. Mit einem Rück- und Ausblick in kolonialpolitischer Hinsicht denke ich diese wichtigen Betrachtungen abzuschließen. Besonders werde ich, wie bemerkt, bei der Frage der Kulturfähigkeit des Negers, seiner Hebung auf eine höhere Stufe der Kultur und seiner Erziehung zur Arbeit, und zwar freudiger Arbeit, sowie bei den wichtigen Faktoren, die einer solchen Kulturarbeit entgegenstehen, zu verweilen haben. — — Gewöhnlich, wenn jemand nach Ostafrika geht, wird ihm der Kopf von solchen, die genau wissen wollen, was not tut, so warm gemacht, daß der

*) W. von St. Paul Illaire „Caveant consules". Preis Mk 1.— Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin.

arme Betreffende schließlich gar nicht mehr weiß, auf wen er hören soll. Über Tropenhygiene ist so viel geredet und geschrieben worden, und so viel Köpfe es waren, so viel Ansichten wurden vertreten, daß man geradezu ein Chamäleon sein müßte, um allen gerecht zu werden und die Farbe jedes Banners, das ein jeder unentwegt seiner Meinung voranträgt, in schnellem Wechsel anzunehmen. Nur in einer Frage sind sie fast alle einig: „Kein Alkoholgenuß in den Tropen." Ich werde darüber mich nachher noch äußern. Es sind ganz unglaubliche Vorschläge gemacht worden, wie man in den Tropen leben soll, sogar von sogenannten Fachleuten. Professor Ziemann z. B. empfiehlt als allein selig machend die künstliche Kühlung von Tropenhäusern, die natürlich nur in geschlossenen Ortschaften eventuell möglich wäre, und scheint gar nicht zu bedenken, daß der weitaus größte Teil der Kolonisten aus Pflanzern und Ansiedlern besteht, die sich oft in den ersten Jahren mit kümmerlichen Gras- und Lehmhüttchen behelfen müssen. Ich selbst habe, sogar als verheirateter Mann, Jahr und Tag nicht anders gewohnt. Es ist natürlich nicht meine Aufgabe, über Tropenhygiene zu sprechen, aber streifen muß ich dies Thema doch, wenn ich unser Leben in Ostafrika zu schildern versuchen will. Prof. Ziemann, den ich eben erwähnte, hat einen sehr richtigen und wichtigen Ausspruch getan. Er sagte: „Wir brauchen draußen eiserne Männer mit eisernen Nerven." — Ich glaube, daß darauf von denen, die Ostafrika aufsuchen, um sich dort niederzulassen, zu wenig Rücksicht genommen wird, ob sie auch wirklich tropendienstfähig sind. Nicht immer ist es das Tropenherz und nicht immer ein unsinniger Lebenswandel, der die Leute bald wieder nachhause treibt. Oft, sehr oft, wie ich beobachten konnte, gehen Leute heraus, die nicht über eiserne Nerven und ein kräftiges Herz verfügen, in dem Gedanken: „Es wird schon gehen." Dabei stellt Dr. Fiebig*), der viele Jahre Tropenarzt war, fest, daß manche Menschen, aber besonders Neurastheniker und solche mit Herz- und Gefäßschwäche, niemals akklimatisieren. Natürlich kommt es ganz darauf an, in welchem Teile Ostafrikas wir unsere Zelte aufschlagen wollen, wenn wir uns vornehmen, wie wir leben wollen. Es ist darin vieles anders geworden, und es sind nicht nur die Hochländer, die uns ein Leben in Gesundheit garantieren. Dr. Arning sagte noch 1906, die Kindersterblichkeit in Daressalam infolge von Klimaeinflüssen, d. h. Malaria, sei so groß, daß ein europäisches Familienleben dort ausgeschlossen sei. Nun, die Tatsachen haben bewiesen, daß selbst in dem malariaverseuchten Daressalam und dem ebenfalls nicht übermäßig gesunden Tanga ein europäisches Familienleben nicht nur mög-

*) Dr. Fiebig, „Die Bedeutung der Alkoholfrage in unseren Kolonien". Preis 80 Pfg. Verlag Wilhelm Süsserott, Berlin.

lich ist, sondern tatsächlich besteht. Fast jeder da draußen hat das Sehnen, ein eigenes Heim zu gründen, und heiratet, wenn es ihm seine Verhältnisse erlauben, sogar geschworene Hagestolze. Ich halte die Ehe, so absurd es auch klingen mag, für einen wichtigen Faktor zur Gesundmachung und Gesunderhaltung unserer deutschen Kolonisten. Und doch ist dem so. Der verheiratete Mann führt ein regelmäßigeres Leben, bekommt besseres Essen, lebt mäßiger und reibt sich auch nicht durch körperlich anstrengende große Reisen auf, denn er wird mehr ans Haus gefesselt. Nirgends und niemals ist es besser angebracht, zu einer Verheiratung zuzureden als bei denen da draußen. Die Regierung handelt zum Teil nicht richtig, da sie Gouvernementsangestellten Schwierigkeiten bereitet, wenn sie in der ersten Periode heiraten wollen. Sie mögen in besonderen Fällen besondere Gründe haben, aber tun sollte man so etwas nicht, sondern eher zureden und Erleichterungen schaffen. Mir ist folgender Fall bekannt: Einem Regierungstierarzt war es untersagt worden, in der ersten Periode seiner Anstellung in Deutsch-Ostafrika zu heiraten, unter Androhung, daß er, falls er heiratete, nicht mehr für den Kolonialdienst verwendet werden würde. Der Tierarzt heiratete trotzdem. Da er noch in der ersten Periode drüben ist, weiß ich nicht, ob er im Kolonialdienst bleiben wird oder nicht. Richtig ist jedenfalls eine solche Stellungnahme der Regierung nicht. — Wenn wir uns nun fragen bei unserer Ausreise nach Afrika, welches die schädigenden Einflüsse sind, denen wir ausgesetzt werden, welches die Gefahren sind, die unsere Gesundheit bedrohen, so müssen wir uns antworten: „Es ist das heiße Klima mit seinen fieberbringenden Mücken, der Alkohol und die Geschlechtskrankheiten." Sich vor letzteren zu schützen, ist Sache jedes einzelnen, und ich kann nicht weiter darauf eingehen. Den schädigenden Einflüssen des Klimas sich zu entziehen, wenigstens ihre Schädlichkeiten abzumildern, können wir durch mancherlei erreichen. Vor allem soll unser erstes Prinzip sein: „Lebe so, wie du es gewöhnt bist, unter Eliminierung der für ein Leben in den Tropen schädlichen Gewohnheiten." — Man esse viel Gemüse und wenig Fleisch, mache sich ausreichend Bewegung, gehe nie ohne Tropenhut nach Aufgang und vor Untergang der Sonne ins Freie, stehe zeitig auf und gehe zeitig schlafen, nehme prophylaktisch Chinin, wenn man in moskitoreicher Gegend lebt und die Chininprophylaxe vertragen kann. Verträgt man Chinin nicht gut, so mache man nach einem Fieber wenigstens die zwei- bis dreimonatliche Chininkur gewissenhaft durch. Für einen Pflanzer, der kein Wüstling ist, ist dies sowieso die gegebene Lebensweise. Denn wie leben wir Kolonisten, wir Pflanzer, wir Ansiedler denn dort? Unsere Tätigkeit zwingt uns zum frühen Aufstehen. Wir nehmen un-

fern Kaffee wie auch in Europa, wir essen zu Mittag und zu Abend wie in Europa und gehen schlafen nicht wie in Europa, denn die Müdigkeit zwingt uns meist schon um 8 oder 9 Uhr, der Kleinkinderzubettgehzeit, ins Bett. So weit ist alles gesund und dienlich. Wie aber steht es nun mit dem, der die Pausen zwischen Abendessen und Schlafengehen anstatt mit Arbeit oder Ruhe mit der Einnahme von alkoholischen Flüssigkeiten aller Art ausfüllt oder solche reichlich zu den Mahlzeiten zu sich nimmt? So komme ich zu dem dritten Schädling, dem Alkohol. Man sagt so vielfach, daß der Islam für die Tropen eine sehr geeignete Religion sei, da er eine Unmenge von Vorschriften enthalte, die lediglich Gesundheitsvorschriften seien, als da ist das Verbot des Schweinefleischessens und des Weintrinkens. Auch in unserer christlichen Religion finden wir ein Gleiches, nicht etwa im Alten Testament nur, so daß man an rituelle Vorschriften für die im heißen Palästina lebenden Juden denken könnte. Auch im neuen Testament wird uns solches gesagt, denn es heißt da Römer 14 Vers 21: „Es ist besser, du essest kein Fleisch und trinkest keinen Wein und tuest nichts, daran sich dein Bruder stößt oder ärgert oder schwach wird." — Und wie sollen wir es mit der Alkoholfrage halten nach unsern praktischen Erfahrungen? — Alkohol wird in den Tropen viel konsumiert, das ist eine leider feststehende Tatsache, nicht von den Schwarzen, wie manche fälschlich annehmen, wenn sie die hohe Einfuhrziffer lesen, denn der ostafrikanische Neger trinkt an der Küste, soweit er Mohammedaner ist, garnichts, und der Mann aus dem Innern hält sich an den Palmwein und an die Reis- und Mtamapombe, ein Eingeborenenbier, abgesehen davon, daß manche Boys einen Angriff auf die Sekt- und Wein- und Whiskyvorräte ihres Herrn machen. Da aber handelt es sich meist um vereuropäisierte Boys, die keinen Schuß Pulver wert sind. Umsomehr Alkohol in jeder Gestalt verbrauchen die Europäer und die Goanesen. Gewiß sind es einzelne Individuen, die Besonderes darin leisten, aber die Durchschnittsziffer ist doch eine recht ansehnliche. Dr. Fiebig schreibt 1908: Die Baseler Mission hat in Duala eine Sodawasser- und Limonadenfabrik errichtet, die guten Absatz findet. — In Deutsch-Ostafrika wird das Sodawasser gebraucht, um es in selteneren Fällen mit Fruchtsaft oder Zitrone, in noch selteneren Fällen mit gar nichts und in den meisten Fällen mit Whisky und zwar viel Whisky oder gelegentlich Kognak oder Wermut zu vermischen. Das Whiskytrinken ist zwar weniger gefährlich für die Leber als das Biertrinken, umsomehr aber für das Herz und für die Nerven. Man sagt, daß die Menge des in einem Glase befindlichen Whisky proportional sei der Anzahl der Tropenjahre des betreffenden Trinkers. Ob das wahr ist, bleibt zu untersuchen. Immerhin kann man beobachten, daß die ältesten Afrikaner sich auch die größten Whiskynummern ein-

schenken. Daß sie dabei angeben, sich einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen, ist kein Beweis für die Konservierungsfähigkeit des Whiskys. Denn hätten sie sich Beschränkung auferlegt, wäre die Gesundheit vermutlich noch vortrefflicher. Sie lassen ja nicht gern jemand hinter die Kulissen gucken, diese ganz alten Afrikaner, und ich weiß, daß doch mancher von ihnen in einer stillen Stunde gestand, daß doch dieses oder jenes in seinem corpus nicht mehr so recht funktioniere. Dann schimpft er natürlich über das Affenland und schwört, nie wieder zu kommen, um es schließlich doch wieder zu tun und weiter Whisky zu trinken, bis man ihn schließlich eines schönen Tages hinausträgt und ihn in seine geliebte afrikanische Erde bettet, oder aber, was das Schlimmste für ihn ist, ihn als unbrauchbar abgibt. Seinen Lebensabend als müder Krieger so in Deutschland verbringen zu müssen, ist das Bitterste für so einen alten Afrikaner. Und der Whisky? Ja, der Whisky, er ist der Mörder so mancher blühenden und hoffnungsfreudig begründeten Existenz, ein böses Geschenk, das uns die Engländer machten. Timeo Danaos et dona ferentes. Die Ärzte, ich meine die Ärzte in Deutschland, verwerfen das Trinken von Alkohol in den Tropen gänzlich, und zwar sagen sie mit Recht, daß er nicht nur die Muskeln und Nerven erschlaffe und dadurch die Fähigkeit zur Arbeit und zur Arbeitsfreudigkeit verringere, sondern auch daß die durch Alkohol erzeugte Perversität im Gefäßsystem endlich zur Störung in der Blutversorgung aller Organe führe, namentlich aber zu Neurasthenie und Herzschwäche und daß sie in Verbindung mit der Protoplasma schädigenden Wirkung des Alkohols die Widerstandsfähigkeit des Organismus herabsetze. Wir gemäßigten Afrikaner und die in den Tropen lebenden und dort angestellten Ärzte denken etwas anders darüber. Wir stellen als Regel auf: **Keinen Alkoholmißbrauch treiben.** — Ein Gläschen in Ehren kann niemand verwehren, und ein Schlückchen Sekt zum Auffeschern nach gar zu sehr ermüdender Reise oder auch bei festlicher Gelegenheit oder im Kreise lieber Freunde ein Whiskysoda, das hat noch niemand geschadet, und die Ärzte wissen das auch und verschmähen selbst einen kühlen Trunk am Abend nicht. Nur zur Gewohnheit darf es nicht werden, und übertrieben darf es nicht werden. Exzesse in Bacho sind vom ärztlichen und kolonialpolitischen Standpunkte aus schwer zu verurteilen, schon dem Neger gegenüber. Dr. Fiebig schreibt: „An der Küste sind die Eingeborenen den Anblick eines betrunkenen Europäers leider gewöhnt," und Dr. Lion bemerkt n einer Abhandlung über die Kulturfähigkeit des Negers*): „Mit der Erziehung des Weißen

*) Dr. Lion „Die Kulturfähigkeit des Negers". Preis 40 Pfg. Verlag Wilhelm Süsserott-Berlin.

muß die Erziehung des Negers beginnen." Ich füge hinzu, daß es kein Anblick ist, der dem Neger Respekt vor dem Europäer beibringen kann, wenn er Weiße sieht, die betrunken in einen Graben fallen oder sonst Unfug stiften, ein leider häufigeres Bild in den Küstenstädten Deutsch-Ostafrikas. Interessant mag es übrigens für den Uneingeweihten sein, daß der Durchschnittsneger den notorischen Trinker zwar verächtlich belächelt, aber es durchaus als natürlich ansieht, wenn sich auch ein vornehmer Europäer mal ein Räuschchen leistet, da der Weiße nach Neger-anschauung dadurch nur zeigen will, daß er auch das nötige Kleingeld besitzt, sich einmal betrinken zu können.

Sehen wir uns nun den ostafrikanischen Neger genauer an, dem wir in dieser und anderer Beziehung ein gutes Beispiel geben, den wir erziehen und auf eine höhere Stufe der Kultur heben sollen. Mit ihm wollen wir uns ja, wie ich eingangs erwähnte, heute etwas eingehender beschäftigen. Als Leitwort für diese Betrachtung möchte ich die Aussprüche zweier Männer anführen, die die Tropen und ihre Bewohner gut kennen. Der vorhin schon genannte Dr. Lion sagt: „Die Kenntnis des Landes und der Menschen ist es in erster Linie — und zwar für Beamte, Militär und Privatleute in gleicher Weise — die uns vor schweren Fehlern und ihren Folgen bewahren kann." — Und Dr. Merensky*) bemerkt in einer Abhandlung über die Erziehbarkeit des Negers zur Plantagenarbeit: „Die Kenntnis der Volkssprache ist für den, der Eingeborene erziehen will, von großem Wert, durch diese erlangen wir einen tieferen Einblick in den Charakter des Volkes."

Welches ist nun aber der Charakter des Volkes, des Negers, den wir erziehen wollen, und wie haben wir ihn im Zusammenleben und -arbeiten mit uns bei objektiver Beobachtung kennengelernt? Es ist klar, daß wir selbst in den fruchtbarsten Tropenländern ohne Eingeborenen nicht vorwärts kommen können, und deshalb müssen wir, ob wir negrophil oder negrophob sind, mit den Negern rechnen. Es ist daher eine Notwendigkeit, daß wir ihre Charaktereigentümlichkeiten, ihre Vorzüge und Fehler studieren, um, so gut es eben geht, mit ihm durchzukommen. Je besser wir mit ihm durchkommen, umso besser für uns. Wir schneiden uns ins eigene Fleisch, wenn wir glauben, es sei ohne Belang zu wissen, wie es in der Negerseele aussieht. Allzuviel Gutes finden wir in dieser Seele nicht, und sie gleicht einem Spiegel, der keinen Glanz hat. Es gilt, das Mittel zu finden, um diesem Spiegel Glanz zu verleihen. Ein mühseliges Stück Arbeit. Dort, wo die meisten glauben, daß wir einsetzen müssen, in der Missionierung, besser Christi-

*) D. A. Merensky „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit". Preis 80 Pfg. Verlag Wilhelm Süsserott-Berlin.

anisierung, haben wir nicht in erster Linie einzusetzen. Wenn wir ihn zur Arbeit bringen, zu einer Arbeit für uns für die Kolonie und somit für das Vaterland, so ist alles gewonnen. Wir wollen durch ihn und mit ihm Ostafrika zur Blüte bringen. Ich werde erst später von der Tätigkeit der Missionen und der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ihrer Erfolge sprechen, möchte aber schon jetzt meinen Standpunkt fixieren, auf den ich auf Grund ganz objektiver Beobachtungen gekommen bin. Objektiv müssen wir überhaupt bleiben, wenn wir über so wichtige Dinge reden wollen, und dürfen nicht pro domo reden, weder die Beamten noch die Missionen noch die Pflanzer noch die Kaufleute. Nur eine objektive Betrachtung hat Wert und kann gewürdigt werden. Ich weiß, es ist schwer, aber es ist notwendig. Ich stelle mich daher weder auf den Standpunkt des Dr. Oetker, der seine Abhandlung über die Negerseele und die Deutschen in Afrika einen Kampf gegen die Missionen, Sittlichkeitsapostel und Bürokratie nennt, noch auf den Standpunkt des Missionsdirektors Henning und ihm nahestehender Autoren, die vielfach die Erfolge der Missionen übertreiben. Mit Zahlen zu messende Missionserfolge sind keine Erfolge. Ich stehe vielmehr auf folgendem Standpunkte: Die Hauptsache bleibt der Erfolg, den unsere Bestrebungen für die Kolonie haben, alles Andere muß zunächst zurücktreten.

Die wir nicht zu Christen machen können (ich meine zu wirklichen Christen mit gläubigem Herzen, nicht zu nur Getauften), sollen Mohammedaner oder noch besser Heiden bleiben, ganz abgesehen davon daß wir doch, selbst nach Jahrhunderten, nicht alle bekehren können; im allergünstigsten Falle werden dann später einmal nach einer langen, sehr langen Spanne Zeit ein Zehntel von allen dem Namen nach Christen sein, die übrigen es aber nie werden. Wir wollen ja auch nicht, wie man vielfach fälschlich wünscht, einen christlichen Negerhandelsstaat wie Domingo und ähnliche schaffen, sondern eine reich produzierende Kolonie. Aber alle Unternehmungen sollen in Händen von Weißen sein. Der Neger soll uns nur helfen, aus der Kolonie etwas Großes zu machen. Er selbst kann es doch nie, auch bei größter Kultivierung nicht. Dazu gehört der Geist einer weißen Rasse, aus deren Mitte Leute wie Goethe, Bismarck, Zeppelin und andere hervorgehen konnten. Den Islam in seinem Siegeslauf wird in Deutsch-Ostafrika keine Mission aufzuhalten imstande sein. Dem Neger liegt der Mohammedanismus besser als das Christentum mit seiner hohen, reinen Sittenlehre, seiner strengen Forderung der monogamen Ehe und der Nächstenliebe. Wer vom Heidentum zum Islam kam, wird nie mehr zum Christentum kommen. Die beiden größten heidnischen Stämme Deutsch-Ostafrikas, die Wanyamwezi und Wasekuma und ihnen verwandte, die Wanyaramba und andere stellen das

Kontingent der Sachsengänger, wenn ich so sagen darf. Sie sind Wandervögel und ziehen zur Küste, arbeiten auf Pflanzungen, beim Bahnbau und dergleichen und gehen mit gespartem Geld oder auch ohne solches zur Heimat zurück. Fast immer werden sie an der Küste vom Islam stark beeinflußt. Viele bleiben auch, lassen sich beschneiden, legen Manihoffelder an und werden ganz Küstenleute. Viele nehmen nur den Eindruck mit, daß es doch besser ist, so ein angesehener Mohammedaner zu sein wie der oder jener Araber oder Mswaheli. Es reift in ihnen der Entschluß, auch so zu werden, und bei der nächsten Reise zur Küste gehen auch sie nach kurzem Zaudern zum Mwalimu und lassen die Beschneidung vornehmen. Der Hauptgrund zum Übertritt ist allerdings in den meisten Fällen nicht die Sucht, vornehm sein zu wollen, sondern auch hier kann man sagen „Cherchez la femme". Mir sagte einmal ein Mfekuma, der Mohammedaner geworden war, als ich ihn über den Grund zu seinem Übertritt befragte: „Herr, sonst nimmt mich ja keine." Ein anderer Fall ist mir in Erinnerung. Ein Eingeborenenrichter im Dorfe Pongwe, der Christ war, trat zum Islam über. Ich machte ihm dieserhalb Vorhaltungen, er entgegnete mir aber: „Ja, Herr, sieh mal, mit einer Frau kann ich mich doch nicht begnügen. Wer soll mir die Arbeit machen? Wenn ich mehrere nehme, wird der Priester böse, und ich mag doch keine Unannehmlichkeiten haben. Was ist dabei zu machen!" — Es war das dieses „Was ist dabei zu machen?", das der Neger so oft und so gern anwendet und wogegen der Europäer machtlos ist.

Ich bin der Meinung, daß wir nicht die Frage aufwerfen müssen: „Welches Glaubensbekenntnis sollen unsere ostafrikanischen Neger haben?", sondern: „Wie können wir Deutsch-Ostafrika zu höchster Blüte bringen, wie kann es eine Tochter werden, die ihrer Mutter nur Freude macht?" Dies ist ein so hohes Ziel, daß alles Andere dagegen zurückstehen muß. Wir wollen und sollen missionieren, denn auch die Seelen der Neger sind vielerlei Acker, und auch von ihnen gilt das Wort: „Etliches fiel auf einen Fels, und da es aufging, verdorrte es, darum daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gut Land und ging auf und trug hundertfältige Frucht."

Nur wird es dem christlichen Sämann in Ostafrika so schwer gemacht, denn der Islam hat die Macht und wird sie behalten. Aber neben der Predigt von Gottes Wort sollen die Missionen uns vor allem arbeitsfreudige Leute erziehen und neben dem „bete" das „arbeite" nicht vergessen. Nur so können wir die Neger zu Leuten machen, die Ostafrika mit zum Blühen und Gedeihen verhelfen.

Doch ich bin vorzeitig fast zu weit abgeschweift. Kehren wir zurück zu dem zu Erziehenden, dem Neger. Betrachten wir, wie er sich uns in seiner Ursprünglichkeit präsentiert und wie wir ihn auf Grund seiner guten und schlechten Eigenschaften zu behandeln haben. — Man hat so vielfach gesagt, um des Negers wenig ansprechende Eigenschaften zu entschuldigen, der heutige Neger sei nur ein Produkt der Verhältnisse. Ist das nicht jeder? Sind wir das nicht alle? Sind wir modernen Menschen nicht der allerbeste Beweis für diese Binsenwahrheit, daß jeder das Produkt der Verhältnisse ist, aus denen er groß wurde? Wenn dann noch gesagt wird, der Neger sei ein Naturkind, der deswegen nicht fürs Arbeiten inkliniere, weil ihm die Früchte des reichen ostafrikanischen Bodens mühelos in den Schoß fielen, daß er ernte, ohne zu säen, so möchte ich doch dagegen fragen, wo es denn einen so mühelos erntenden Neger gibt. Glaubt man denn wirklich, daß die Neger von Papageien, Mangos, Mapera und dergleichen leben? Sie wollen Reis, Negerkorn, Manihok, Erdnüsse. Die wildwachsenden Früchte würden sie ja gar nicht nähren und nicht ausreichen. Der Neger muß sein Feld bestellen, hacken und vor allem das üppig wuchernde Unkraut jäten, vor allem in Mawele und Chirokofeldern. Würde man daraus den Schluß ziehen, daß man also doch sehe, daß der Neger produziere und deswegen freudige kommerzielle Hoffnungen hegen, so muß ich diese leider vernichten. Der Neger produziert nie oder wenigstens fast nie über seinen Bedarf hinaus. Es gibt Neger, besonders an der Küste, die etwas mehr tun, aber sie tun es fast auch nur, um entweder sich mehr Weiber anschaffen zu können, oder aber, um für reich zu gelten. Dem Neger liegt das Protzige etwas. Wie gesagt, für einen größeren Export afrikanischer Feldfrüchte infolge vermehrten Fleißes oder besser noch anzuerziehenden Fleißes der Eingeborenen sind wenig oder gar keine Hoffnungen vorhanden. Ich weiß, es werden viele sagen: „Das müssen wir ihm eben beibringen, wir müssen ihm vorstellen, welchen Nutzen er haben kann, dann wird er auch schon mit der Zeit so viel produzieren, daß wir für den Export Nutzen haben.“ — Wenn ich jetzt sage: „Es geht nicht, er tut es nicht,“ so scheint das einfach eine Behauptung zu sein. Das ist sie aber nicht bloß. Haben wir nicht dem Neger immer und immer wieder Baumwollsaat, ja sogar Kautschuksaat gegeben schon vor vielen Jahren und heute noch? Haben wir ihm nicht immer und immer wieder gezeigt, wie die Kulturen zu behandeln sind? Und was war der Erfolg? Plus minus null. Schade um jede Minute, die man mit so etwas vergeudet. Der Neger bringt es ja in seinem eigenen Feld nicht einmal zu einer Reinigung von Kautschuk oder Baumwolle! Ja, in seinem Chiroko, da hackt er wohl herum oder vielmehr seine Weiber hacken herum, nur weil es „Dasturi“ ist. „Dasturi“, das Altgewohnte, Althergebrachte, ist des Negers liebstes Wort

und kommt gleich hinter „Amri ya mungu", d. h. Allahs Wille. Mit diesen beiden Schlagworten tut er alles ab, was ihm über den Weg kommt. Es ist aben „Dasturi", daß der Chiroko gehackt wird, es ist aber nicht „Dasturi", daß er, der Neger, so etwas mit Kautschuk oder Baumwolle machen muß, weil diese beiden Kulturen für ihn wenigstens überhaupt nicht zur „Dasturi" gehören.

In den Pflanzungen der Europäer reinigt er, weil er muß und weil er dafür bezahlt wird oder vielmehr, weil er nicht bezahlt wird und dafür bestraft wird, wenn er es unordentlich oder gar nicht macht. Und die finanzielle Seite der Sache ist ihm gleich, so gern er sonst Geld nimmt. Man müßte denken, daß es ihm klar wäre, daß er von Baumwolle oder Kautschuk mehr einnimmt als von seinen 4 oder 5 Sack Mtama, die er irgendwann einmal, wenn er gerade Geld braucht, nach langem Feilschen an irgendeinen andern Schwarzen zu einem lächerlichen Preise losschlägt. Das ist ihm völlig gleich. Nur für Viehzucht hat er etwas mehr Interesse, weil ihm das weiter keine Mühe macht und er, selbst in den entlegeneren Gegenden, infolge der vielen Festessen und Totenschmäuse, ohne die die Neger nicht existieren können, guten Absatz für Schlachtochsen, Schafe und Ziegen hat. Ein armer Europäer mit gleichen Erwerbsmöglichkeiten wäre längst, wenn nicht reich, so doch wohlhabend geworden, während unter den klügeren, fortgeschrittneren Negern, den Ausnahmen, die die Regel bestätigen, wieder nur sehr wenige es zu einem allerbescheidensten Wohlstande gebracht haben. Sind sie aber verhältnismäßig wohlhabend, so verdanken sie dies vorhandenen und sich mühelos vermehrenden Palmen- oder Viehbeständen, nie aber einer intensiveren oder überhaupt einer wirklichen Feldwirtschaft. Wir sehen also, daß der Neger *indolent* ist. Auch hört man wohl oft, daß diese Indolenz behoben werden müsse. Ja, wenn nur der Neger für irgend etwas, was vom Europäer kommt, Interesse hätte! Er nimmt die Errungenschaften der Technik, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Luftschiffe usw. nur als Tatsachen hin, ein Nachdenken über das „Wie" und „Warum" kennt er nicht. Es geht eben, das ist alles. Auch selbst Anregungen gegenüber in dieser Richtung bleibt er stumm und teilnahmlos. Zeigt er aber Interesse, so kommt ein gut Teil davon auf Konto einer Eigenschaft, die dem Neger mehr als sonst Angehörigen anderer Rassen eigentümlich ist, *die Augendienerei* und in Verbindung damit *das Lügen*.

Der Neger sagt dem Europäer gern etwas Angenehmes, weil er sich davon Vorteil verspricht, preist von ihm getroffene Anordnungen oder geschaffene Einrichtungen, heuchelt Interesse für Dinge, für die er gar kein Interesse hat. Dr. Oetker, der ein sehr genauer Kenner der ostafrikanischen Neger ist, sagt: „Auch lügt er gelegentlich das Blaue vom Himmel herunter,

wenn er glaubt, jemanden zu Gefallen reden zu können." Das Lügen liegt ihm im Blute wie das Stehlen. Dem Europäer gegenüber, dem Ungläubigen, ist es ja sogar ein Verdienst. Auch Kuhn meint, daß Lügen und Betrügen ihm keine Untugenden seien, sondern wertvolle Tugenden. Auch Dr. Lion äußert: „Meiner Ansicht nach ist in der kriechenden Unterwürfigkeit mitunter viel Verstellung" und sagt weiter: „Sehr schön wäre es, wenn man so schnell auch den ausrottbaren Hang zur Lüge aberziehen könnte, eine Eigenschaft, die wohl auch der wohlwollendste Beurteiler der Negerrasse nicht in Abrede stellen wird." Dr. Lion nennt diesen Hang zur Lüge „ausrottbar", ich und jeder Andere, der länger in Ostafrika lebte, wird ihn „unausrottbar" nennen. Auch die Missionen haben es nicht fertig gebracht, ihn auszurotten, wenigstens in Ostafrika nicht; denn keiner ist verlogener als ein früherer Missionszögling, das ist in Ostafrika sattsam bekannt. Wir sehen, der Neger lügt nicht nur, er schauspielert auch, vor allem dem Europäer gegenüber und, wenn er Krankheit simulieren will. Es ist kaum glaublich, mit welcher überzeugenden Miene körperlichen Schmerzes er sich wie ein Todkranker vor den Europäer schleppt, um im nächsten Moment, wenn er sich ungesehen glaubt, singend und lachend mit einem Kameraden den Heimweg anzutreten und den gefüllten Reistöpfen zuzustreben. Ich führte auf meiner Pflanzung außer den Arbeitenden, Beurlaubten und wirklich Kranken noch die Rubrik Verdächtiger, das heißt Simulanten, welch letztere durch Assistenten und schwarze Aufseher natürlich einer besonders liebevollen Beobachtung gewürdigt wurden.

Wird der Neger bei so einer Simulation ertappt, so lacht er. Er ist darin ein komischer Kauz. Er freut sich, wenn der Europäer ihn genau kennt und schlauer war als er. Natürlich werden da vielleicht einige sagen: „Das ist doch eigentlich ein netter Zug." Ach, wenn es doch der netten Züge recht viele gäbe, wie viel lieber würden wir das sehen. Auch die gerühmte und so oft gepriesene köstliche Sorglosigkeit dieses Naturkindes, wie allzu Negrophile sagen, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als weiter nichts denn eine notorische Indolenz und Faulheit.

Ich habe gesagt, daß der Neger nichts über seinen Bedarf hinaus produziert und brauche deshalb auf diesen Punkt nicht nochmals einzugehen. Weil er aber nur das tut, was eben gerade nötig ist, und oft das nicht einmal, weil er es seine Weiber tun läßt, nenne ich ihn faul. Und weil er auch, trotz aller Vorstellungen und Beispiele und Belehrungen die vielen Jahrzehnte hindurch noch nicht den Trieb bekommen hat, mehr zu arbeiten, d. h. mehr zu erreichen und somit ein besseres, größeres, höherstehendes Individuum zu werden, nenne ich ihn indolent. Wer ihm die Lust an der Arbeit und die Lust am

Fortschreiten beibringen könnte, würde Großes leisten. Zähe und abgehärtet ist der Neger, nicht nur relativ zähe, wie Professor Ziemann meint, sondern absolut zähe. Er kann mit seinen kräftigen Armen schaffen, trotz Sonnenbrand und oft drückender Schwüle, fällt aber sofort in seinen gleichgültigen, beharrenden Zustand zurück, sobald das motorische Moment, der äußere, zwingende Einfluß aussetzt.

Die Beeinflussung des Negers ist groß, größer als vielleicht manche, die gewisse Ausflüsse seines Wesens auf andere Eigenschaften zurückführen, annehmen. Wir würden ganz bestimmt einen Europäer, der so leicht zu beeinflussen wäre wie der Neger, als geistig minderwertig betrachten. Es kommt ganz darauf an, wie ihm der Europäer gegenübertritt. Vor einem Mann, der weiß, was er will und seinen Worten Nachdruck zu geben versteht, hat er Respekt. Vor dem, der sich, wenn er einen Befehl gibt, nicht völlig darüber im klaren ist, daß die Befolgung seines Befehls nur Gutes wirken kann, fehlt ihm jede Achtung. Nur von einem selbstbewußten Manne läßt er sich beeinflussen, dann aber auch sehr stark. Dieses Beobachten des Europäers ist ein feinerer Zug in dem Charakter des Negers, der seinen sonst gröberen Instinkten nicht entspricht. Der Neger ist ein feiner und eifriger Beobachter. Bald hat er die kleineren und größeren Schwächen seines Herrn erkannt und macht sie sich zu Nutzen. Die Spitznamen, die er den Europäern gibt, sind bezeichnend für diese Gabe des Schwarzen, besonders der Name „Mbwana bibi", d. h. „Herr Frau", den er Weißen gibt, die er für Pantoffelhelden ansieht. Beiläufig bemerkt haben die Spitznamen oft den drolligsten Ursprung. So wurde ein Pflanzungsleiter, der seinen Leuten in deutsch oft zurief: „Wollt ihr wohl, ihr Sauluder," mit dem Namen „Herr Saluda" beehrt, ohne daß natürlich den Schwarzen die Bedeutung dieses schönen epitheton ornans klar war.

Diesem etwas verfeinerten Zuge der Beobachtungsgabe möchte ich noch einen zweiten an die Seite stellen, den Gerechtigkeitssinn des Negers. Er weiß sehr wohl zu unterscheiden, welches Urteil gerecht und welches ungerecht war. Man muß sich ungeheuer vorsehen, dem Neger gegenüber nicht ungerecht zu sein, wenn man nicht den Nimbus als „Mbwana mkubwa", als großer Herr, oder besser vornehmer Europäer, einbüßen will. Dr. Merensky sagt darüber auch ganz richtig: „Man kränke dies Gefühl niemals, wenn man ihn zum Freunde haben will." Der Neger tut eine Ungerechtigkeit einfach damit schnell ab, daß er sie für ein Zeichen von Dummheit ansieht. Er kann sich einfach nicht vorstellen, daß ein Mensch mit gesundem Menschenverstande bona fide ein ungerechtes Urteil fällen kann. Eine gerechte Strafe, selbst eine schwere körperliche

Züchtigung, steckt er ruhig ein und quittiert über eine solche oft noch, indem er an seine Mütze, oder bei Mangel einer solchen, an seinen Kopf greift und „asanthe", d. h. „danke" sagt. Es soll dies kein Hohn sein, er erkennt durch diese Äußerlichkeit vielmehr nur die Berechtigung der Strafe an.

Natürlich hängt das auch zusammen mit der ihm eigentümlichen größeren geistigen und körperlichen Unempfindlichkeit, die er im Gegensatz zu uns Europäern besitzt. Was seine körperliche Unempfindlichkeit der Prügelstrafe gegenüber anbetrifft, so wird oft gesagt, man könne das nicht beweisen, da man selbst es ja nicht mit durchmache. Ich möchte dazu nur bemerken, daß tatsächlich der Neger oft gleich nach Vollzug der Strafe wieder frohgemut an die Arbeit geht und im nächsten Moment wieder scherzt und singt. Dagegen ist mir ein Fall bekannt, daß zwei Europäer eine Wette machten, derzufolge der eine von beiden, ein strammer Bursche, sich 15 Hiebe mit der Flußpferdpeitsche vom andrn sollte aufzählen lassen. Der Erfolg war der, daß der Durchzuwalkende nach dem 8. Hiebe in Ohnmacht fiel. Physisch und psychisch ist der Neger dagegen gefeiter. Lion sagt: „Für die große Masse der Neger halte ich die Prügelstrafe für noch nicht entbehrlich, da sie auch ihrem Rechtsempfinden entspricht; für sein Bewußtsein ist in den meisten Fällen das Entwürdigende dieser Strafe nicht erkenntlich." Das stimmt völlig. Selbst ein Jahr Kette und mehr hat für ihn nichts Entehrendes. Er weicht der Gewalt und macht seine Strafe ab. Kehrt er ins Dorf zurück, ist er auch bei seinen Angehörigen und Freunden genau so angesehen wie früher. Die öffentliche Meinung ächtet ihn nicht. Auch geniert sich der brave und ordentliche Neger absolut nicht, einen anderen, der sein halbes Leben an der Kette verbringt, weil er immer und immer wieder des Diebstahls überführt wird, öffentlich seinen dicksten Freund und Bruder zu nennen. Das feine Empfinden fehlt ihm eben. Wenn er trotzdem dem Europäer sagt, daß der Abdallah oder Juma oder Asumani ein ganz schlechter Kerl sei, so tut er dies nur, weil er eben dem Weißen gern nach dem Munde redet. Innerlich hält er den Betreffenden nicht für schlecht. Für die physische Unempfindlichkeit des Negers möchte ich noch als Beispiel den Umstand anführen, daß nicht nur alleingelassenen kleinen Negerkindern in der Nacht von den Ratten die Zehen völlig abgefressen werden, sondern daß auch erwachsenen Menschen nachts die Fingerkuppen von den greulichen kleinen Nagern ab- und angeknabbert werden, ohne daß der friedlich schlafende Schwarze davon aufwacht.

Es gibt noch andere Eigenschaften des Negers, die dem Europäer gegenüber wenigstens nie in Erscheinung treten, wenn sie auch vielleicht vorhanden sind, und zwar sind das: Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit. Daß der

Neger sie sonst kennt, beweist der Umstand, daß sie in dem Wortschatz der Kiswahelisprache vorkommen, wenn dies auch von Dr. Oetker bezweifelt wird. Ich behaupte aber, daß, wenn ein Europäer die Treue und Anhänglichkeit seines Boys oder sonstigen Angestellten preist, er infolge des Schauspielertalents des betreffenden Negers fast in allen Fällen gründlich getäuscht worden ist, wenn er es auch nicht einsieht oder zugeben mag. Daß ein jeder Europäer seinen Boy oder Koch für eine Perle ausgibt, wenn er auch in den vier Pfählen alltäglich mit ihm in grimmster Fehde lebt, ist eine alte Sache.

Auch das in unserem verfeinerten Seelenleben vorkommende und für das christliche Dogma so wichtige Empfinden der Reue kennt der Neger nicht, und Oetker meint drastisch: „Die Reue ist dem Neger ebenso fremd wie den Hühnern das Schwimmen." Das ist absolut wahr. Der Neger bereut nichts und niemals und zeigt diesen Mangel an Reue in dem von ihm so oft gesagten: „Kama nimekosa, si bass?", d. h. „Wenn ich gefehlt habe, ist's damit nicht gut?" Er ist viel zu sehr Ichmensch, ein Egoist, der dem Augenblick lebt. Wozu über Vergangenes trauern!

Bedenklicher ist, daß der Neger die Liebe von Mann zur Frau, wie wir sie kennen, nicht versteht. Nur zu lockere Bande verknüpfen ihn mit seiner Lebensgefährtin, die ihm eben leider so oft keine Gefährtin fürs Leben, sondern nur für eine mehr oder weniger kurze Spanne Zeit ist. Bald laufen sie wieder auseinander, und dann gibt es diese endlosen Verhandlungen um Rückzahlung des an den Vater der Frau gezahlten Geldes unter Aufschlag der für die Frau gemachten Aufwendungen, Geschenke usw. usw., die beim Neger zum täglichen Brot gehören und dem Europäer fast täglich in diesen oder jenen Variationen von seinen Arbeitern und Boys aufgetischt werden. Leider muß man zugeben, daß meist das schöne Geschlecht schuld an solchem Hader und solchen Ehescheidungen ist. Moralisch stehen die Negerweiber sehr tief, wenn auch die Frauen der Küstenneger etwas solidere Anschauungen haben. Selbst einen Ehebruch nimmt der Neger nicht allzu tragisch. Mit Geld ist meist alles abzumachen, und die Frau bleibt ruhig im Hause, trotzdem meist sie die Potiphar war.

Es ist eine falsche Ansicht zu glauben, daß der Neger seine Frauen „kaufe". Man brauche für den Begriff „ein Weib kaufen" das Wort „nunua", d. h. wörtlich „kaufen", und man wird sehen, daß der Neger lacht. Er sagt: „Nimekamata bibi", d. h. „ich habe mir ein Weib genommen," wörtlich „ergriffen".

Wenn wir nun diese Eigenschaften des deutsch-ostafrikanischen Negers bei Licht besehen, Gut und Böse addieren und die Summen voneinander subtrahieren, so käme ein recht un-

erfreulicher Quotient heraus. Ich muß dem Neger aber neben seinem Gerechtigkeitssinn eine andere Eigenschaft zuerkennen, die ihm schon vieler Herzen gewonnen hat und auch mich und viele andere ihm nie hat lange gram sein lassen. Das ist sein famoser Humor und sein Mutterwitz, sowie sein Sinn für Musik und Tanz. Und man kann wohl auch hier sagen: „Denn böse Menschen haben keine Lieder." — Darum möchte ich auch die Möglichkeit einer Erziehung des Negers und einer Besserung seines Charakters, somit auch die Möglichkeit der Hebung auf eine höhere Stufe der Kultur bejahen. Aber es wird eine furchtbar lange und mühselige Arbeit werden. Es wird vielleicht viele Jahrhunderte dauern. Daß er dann, auch nach so langer, langer Zeit kein dem Weißen gleichstehendes Individuum je werden wird, bezweifelt wohl kein Einsichtiger.

Wir haben uns nun zu fragen: „Wie haben wir diesen mit so vielen bösen Instinkten behafteten Schwarzen zu behandeln, beziehungsweise welche Art von Behandlung verträgt er am besten und welche bekommt ihm am besten?"

Ich werde unterscheiden zwischen der Frage: „Wie haben wir selbst ihn im Zusammenleben und Arbeiten mit ihm zu behandeln?" und „Wie stellt sich die Regierung zu der Behandlung und Erziehung des Schwarzen auch als Arbeiter, resp. wie muß sie sich stellen?" Als Einleitung dazu möchte ich ein Wort Fiebigs erwähnen, der folgendes sagt: „Es erheischt der persönliche Vorteil sowie das Wohl und Ansehen des Vaterlandes, daß der Europäer sich in dem Eingeborenen einen brauchbaren Gehilfen erzieht, indem er auf ihn einen achtunggebietenden Einfluß ausübt, nicht etwa, wie das so vielfach versucht wird, durch Äußerlichkeiten und sogenanntes schneidiges Auftreten — denn dadurch lassen sich die Schwarzen, die Braunen und die Gelben, die meist Mutterwitz haben und geborene Seelenkundige sind, auf die Dauer nicht imponieren, und Schneidigkeit ohne wirkliche Tüchtigkeit macht nur lächerlich und bringt nur Verlegenheiten —, sondern dadurch, daß der Angehörige der bevorzugten Rasse stetig das Beispiel der Gerechtigkeit, der Selbstbeherrschung und überlegener geistiger Fähigkeit gibt. Ich habe im Anfange meines Vortrags den früheren Bezirksamtmann von St. Paul Illaire als den genauesten und vorurteilsfreiesten Kenner Ostafrikas bezeichnet. Ich kann ihn auch in der Frage der Behandlung der Eingeborenen als Autorität anführen. Er sagt: „Macht ist das einzige, was der Neger anerkennt" und meint weiter: „Der Neger fügt sich auf die Dauer nur überlegener Macht, und zwar muß er sie einmal an seinem Leibe derart gespürt haben, daß ihn nicht nach einer zweiten Probe gelüstet."

Immer wieder hört man es den Engländern nachrühmen, daß sie eine unübertreffliche Eingeborenenpolitik trieben. Wir Ostafrikaner können nicht konstatieren, daß in unserer englischen Nachbarkolonie etwas davon zu merken ist. Die Zanzibar- und Mombasajungens z. B. sind die frechsten. Und welches sind sonst die rassen- und machtpolitischen Erfolge in Britisch-Ostafrika? Der Engländer faßt die Natives mit Glacéhandschuhen an, sie aber lachen über ihn, wenn sie ihn auch seiner Nachgiebigkeit wegen den Deutschen vorziehen. Wenn Weiße in einer Kolonie ermordet, beraubt und bestohlen werden können, ohne daß den Täter die gebührende Strafe trifft, wenn das Prestige der weißen Rasse dadurch herabgesetzt wird, daß der Schwarze dem Weißen gegenüber fast immer recht behält, so nenne ich das eine klägliche Eingeborenenpolitik. Im Jahre 1908 hatte Kapitän Erogan, ein bekannter Forschungsreisender, in Nairobi in Britisch-Ostafrika mehrere Neger, die sich gegen zwei weiße Frauen frech benommen hatten, mit Hieben bestrafen lassen. Er erhielt dafür einen Monat Gefängnis und 500 Rupien, also ungefähr 666 Mark nach deutschem Gelde, Geldstrafe!

Dieses Beispiel spricht für die unglaublichen Zustände, die, was Eingeborenenfrage und Eingeborenenrecht anbetrifft, in der britisch-ostafrikanischen Kolonie herrschen.

Wer den Neger kennt, weiß, daß auch dem einzelnen, der fern von den Behörden sitzt, dem Pflanzer und dem im Innern befindlichen Reisenden ein Strafrecht bis zu einem gewissen Grade zustehen muß, wie es ja auch in Deutsch-Ostafrika der Fall ist. Vor allem Übergriffe und Frechheiten weißen Frauen gegenüber müssen sofort und streng bestraft werden, zumal der mohammedanische Neger an und für sich keine Achtung vor der Frau als solche hat. Darum müssen wir ihm diese Achtung gründlich und nachdrücklich beibringen.

Wenn wir über das Recht zu strafen, das auch der einzelne bedingt haben muß, reden, so müssen wir uns vor Augen führen, daß der Pflanzungsleiter z. B. Hunderte von Schwarzen unter sich hat und meist weitab von der nächsten Eingeborenenbehörde abwohnt, also daher Herrschaft und Gericht, also auch Strafbefugnis bis zu einem gewissen Grade, sagen wir bis zu fünfzehn Hieben, wie in Ostafrika bei uns üblich, haben muß. Wenn der Herr seinen Arbeiter nicht auf der Stelle straft, wird letzterer in den meisten Fällen flüchtig und ist dem Herrn verloren. Arbeitgebern, die die Disziplinargewalt mißbrauchen, wird diese ohnehin entzogen. Mit deswegen haben wir die Einrichtung der sogenannten Distriktskommissare oder Arbeiterkommissare, bei denen sich Arbeiter über den Arbeitgeber und umgedreht beschweren können, die aber im übrigen die Aufgabe haben, zu vermitteln. Die Entziehung der Strafgewalt ist das Schlimmste, was einen Pflanzer treffen kann und sein wirtschaftlicher Ruin

und der Ruin seines Ansehens unter den Eingeborenen. Die Neger verweigern in diesem Falle jeden Gehorsam und jede Arbeit, sobald sie spitz kriegen, daß ihr Herr sie nicht mehr strafen darf, und halten den betreffenden Europäer dann für einen rechtlosen, von den Behörden geächteten Gesellen, dem sie nicht mehr zu gehorchen brauchen. So werden sie faul und disziplinlos und auch gerade keine glänzende Acquisition für eine Pflanzung, auf der sie vielleicht später arbeiten.

Übrigens ist die Einrichtung der Distriktskommissare auch noch nicht das, was wir brauchen und was die Schwarzen brauchen. Eine eigens dazu eingesetzte Behörde wie die Native Affairs Commission in Natal 1906/07 müßte daneben hergehen.

Wem dies Predigen einer straffen Zucht dem Neger gegenüber nicht behagt, der überlege sich einmal, ob und wie der Neger auf gütliche Belehrung reagiert. Die Erfahrungen haben uns gezeigt, daß er einer einmaligen oder wiederholten Belehrung nur zugänglich ist, wenn er deren Befolgung für sich als gut und praktisch ansieht. Er versteht und befolgt sie dann auch bei einmaligem Anhören sofort, aber nur dann. Ist er seiner Sache nicht sicher oder verspricht er sich nichts davon, so wird er entweder sich dumm stellen oder tun, als hätte er nicht richtig gehört, oder die Sache auf die lange Bank schieben, wenn ... ja wenn er eben nicht die Strafe fürchtet. In dem Falle, wenn er weiß, daß der den Befehl Erteilende energisch gerecht, aber streng ist, wird er gehorchen. Eine Belehrung, wie er etwa durch fleißige, selbständige Ackerwirtschaft zu Geld kommen könne, wird er sich momentan anhören, sogar mit etwas Interesse, weil die Worte „zu Geld kommen" darin vorkommen, schließlich aber doch zu indolent sein, um energisch für sich selbst in größerem Umfange zu schaffen und zu arbeiten. Ausnahmen gibt es natürlich, das erwähnte ich schon einmal.

Wir sehen also, daß nur immer wieder die Strenge, die Furcht vor Strafe es ist, die unsern ostafrikanischen Neger zu nützlichen Handlungen treibt. Das müssen wir im Auge behalten, wenn wir daran denken, den Neger zu dem zu erziehen, der uns unser Ostafrika blühend und groß in gemeinsamer Arbeit mit uns machen soll. Ein gewisser Druck muß da sein. Dr. Fiebig behauptet, daß unsere Beamten immer und immer wieder hervorgehoben hätten, der Neger müsse mit Härte und eiserner Hand erzogen werden, wenn die Arbeiterfrage gelöst werden solle. Daß es die Pflanzer und Ansiedler von jeher getan haben, weiß ich. Aber die Beamten ...? Ach, wenn sie es doch getan hätten! Aber viele sagten sich: „Ich möchte wohl, aber wenn ich so denke und handele, werde ich an die Luft gesetzt." Das hat mir ein kaiserlicher Bezirksamtmann s. Z. wörtlich selbst gesagt.

Liebig sagt ja auch, daß unsere Regierung besonnen, gerecht und stark sein müsse. Ja, das soll sie. Wie sehr und wie oft ist aber der Begriff „gerecht" dem Neger gegenüber mißverstanden und falsch gehandhabt worden. Die Frau Justitia mit ihren verbundenen Augen mußte sich manchen Puff gefallen lassen, der sie rechts und links vom Wege ausgleiten ließ. Man glaubte, dem Neger gegenüber gerecht zu handeln, wenn man ihm die Wangen streichelte und Europäer verurteilte. Er, der Neger, hatte ja gar nicht geglaubt, daß, wenn Weißer und Schwarzer streiten, der Schwarze Recht bekommen kann von einem weißen Richter. Ich will damit nicht sagen, daß man ihm hätte unrecht geben sollen, wenn er im Recht war. Beileibe nicht! Aber es ist noch gar nicht lange her, daß, wenn ein Schwarzer einen Weißen verklagte, der Richter allzu leicht und leichtfertig zugunsten des Schwarzen urteilte, weil das einen besseren Eindruck an maßgebender Stelle machte. Ich greife das nicht aus der Luft, es ist so, und ich denke an bestimmte Fälle. Das Wort: „Auch dem Neger muß Gerechtigkeit werden," ist mehr als berechtigt, aber das Übertreiben in dieser Richtung hat Früchte gezeitigt, die einen bittern Nachgeschmack haben. Wir Ostafrikaner, wir Beamten, wir Pflanzer, wir Kaufleute, wir Missionare müssen in dem uns zugewiesenen Wirkungskreise einen gewissen Druck, einen gewissen Zwang auf den Eingeborenen ausüben, um ihn zu heben und zur Arbeit zu erziehen. Man sagt: „Zureden hilft." Wenn es nun aber beim ostafrikanischen Neger nichts hilft, so müssen wir Zwang und Druck anwenden, eine brutale Gewaltherrschaft braucht deswegen nicht daraus zu werden.

Ich habe schon oft zu betonen Gelegenheit gehabt, daß aus dem Lockererlassen der Zügel von seiten des Gouvernements, aus der hypernegrophilen Stellungnahme, die der Neger nicht versteht und als Dummheit auslegt, uns eine schwere Aufstandsgefahr erwachsen kann. Ich sage „kann", nicht „muß". Es ist vollkommen verfehlt, anzunehmen, daß der Neger ein Zwingen zur Arbeit als ungerecht, als ein „Zuviel" ansieht. Er begreift es eher nicht, wenn es nicht geschieht. Wenn wir nach dem Aufstande von 1904/05 die zwangsweise Zuführung von Arbeitern für die Betriebe angeordnet und beibehalten hätten, so würden heute die Neger Deutsch-Ostafrikas dies als etwas ganz Natürliches, als „Dasturi", d. h. etwas Althergebrachtes ansehen.

Wie ich schon erwähnte, gilt dem Neger die „Dasturi" über alles. Sie würden gar nicht an Aufstand denken. Wenn aber, wie ich es erlebte, heute ein Bezirksamtmann, ängstlich nach oben schielend, nur darauf bedacht ist, den lieben Negern nicht zu nahe zu treten und in seinen Verordnungen immer darauf hinweist, nur um Gottes willen keinen Druck auszuüben und

nach ihm ein Kollege in denselben Bezirk kommt, der aus etwas derberem Holze geschnitzt und weniger Bürokrat, dafür aber um so besserer Kenner der Neger und dessen, was not tut, ist und einfach die Verordnung erläßt, daß der Pflanzungsarbeiter, der von 30 Tagen nur 20 arbeitet, bestraft wird, dann, ja dann werden die Neger hellhörig und mißtrauen dem Können und der Macht der Europäer. Denn der nächste Beamte, der nicht das nötige Rückgrat besitzt und ihm das Kinn streichelt, wird durch seine Negerfreundlichkeit an falscher Stelle, durch das Vermeiden jedes Zwanges und Druckes die Veranlassung geben, den Neger zu Übergriffen, zu frecheren Taten zu ermutigen. Mit einem Worte, der Neger wird über die Stränge schlagen. Mein Wäscher sagte mir einmal, als ich ihn frug, ob ein Gemeindevorstand, den ich hatte rufen lassen, auch kommen würde: „Aber Herr, wenn du ihn rufst, muß er doch kommen. Ihr Europäer wißt ja gar nicht, was für eine Gewalt ihr habt, wenn ihr nur wolltet." Ich muß hinzufügen, daß dieser mein Wäscher ein etwas höherstehender Neger war, ein Küstenmann mit offenbar arabischem Blut in den Adern. Er kannte seine Stammesgenossen. Als ich nach Deutsch-Ostafrika kam, wagte kein Neger, einem Europäer zu widersprechen. Heute ist es anders. Ich persönlich habe mich nie zu beklagen gehabt, aber das Ansehen des Weißen ist nicht mehr das, was es war, und die, welche diese moderne, hypernegrophile Richtung, die eine allzu weichliche Behandlung des Negers, den sie fast als einen dem Europäer Gleichen hinstellen wollen, anstrebten, müssen sich sagen: „Nostra culpa, nostra maxima culpa". Und diese Richtung begünstigt die falsche Erziehung eines Negervolkes, von dem St. Paul sagte: „Mir scheint ein Zweifel darüber gerechtfertigt zu sein, ob diese Rasse überhaupt in europäischem Sinne kulturfähig ist." Adolph Zimmermann, der s. Z. mit dem damaligen Staatssekretär Dernburg reiste, sagte in seinem Daressalamer Bericht: „Man muß die Schenzis schwatzen und lachen sehen mit ihrer ewigen Neigung, Kindereien zu treiben, und man wird ohne weiteres erkennen, daß kein Druck auf ihnen lastet." Und die Behandlung der Eingeborenen betreffend äußert er noch: „Man kann nicht jemand, der noch nicht annähernd das Niveau eines mittelalterlichen Hörigen vom Lande erreicht hat, aus dem Handgelenk heraus plötzlich behandeln wie ungefähr einen modernen Industriearbeiter" und sagt ferner: „Es wäre sehr bedauerlich, wenn man in Daressalam auf den Gedanken verfallen würde, die im englischen Protektorate übliche Eingeborenenpolitik zu kopieren."

Das sagte Zimmermann 1907, und es war ein Kassandraruf; denn man hat unter dem Regime Dernburg-Rechenberg ähnliche Wege beschreiten wollen und zum Teil beschritten. Daß es heute darin etwas besser ist, ist dankend anzuerkennen. Wir

haben doch die Absicht, wenn wir unsere Eingeborenen kultivieren wollen, ihnen und uns damit etwas Gutes zu erweisen; von diesem Standpunkte aus müssen wir doch auch unsere energische und manchem vielleicht etwas zu hart erscheinende, aber in dieser Weise notwendige Behandlung der Schwarzen betrachten. Wir müssen uns sehr davor hüten, unsere deutschen Verhältnisse auf die deutschen Kolonien zu übertragen. Leider wird das so viel und so oft getan. Auch einsichtige und vernünftige Leute können sich oft nicht enthalten, bei Beurteilung afrikanischer Verhältnisse und insbesondere der Neger deutsche Verhältnisse als parallel laufend anzunehmen. Zu leicht schadet uns da das Regieren vom grünen Tisch aus, nicht nur in der Verwaltung, sondern auch in den Betrieben. Wir brauchen daher, wenn wir wissen wollen, was unserer Kolonie nottut, wenn wir wissen wollen, wie wir unsere Neger zu ihrem und unserem Vorteil zu homines sapientes erziehen können, für welche auch Woldemar Schütze z. B. sie nicht hält, wenn wir wissen wollen, wie wir sie zu behandeln haben, vor allem Männer an der Spitze unserer Kolonie und auch als Verwaltungsbeamte, die Sprache und Sitten der Eingeborenen gründlich kennen, nicht frisch herausgekommene Juristen, sondern am besten Männer aus verschiedenen Berufen nach dem Muster der Besetzung des Gouvernementsrats, also außer den Juristen noch vor allem Kaufleute, aber auch Industrielle und Wirtschaftler. Es brauchen nicht immer bloß die ganz alten Afrikaner zu sein, wir brauchen bei der Besetzung von Gouvernementsstellen uns nicht nach der Anzahl der Tropenjahre zu richten, aber die in Frage Kommenden müssen mehrere Jahre in Ostafrika gelebt haben und vor allem die Sprache fertig sprechen, sie müssen Männer sein mit offenem Blick und Interesse und Verständnis für Rassen- und Machtpolitik und müssen auch Geschäftliches und Amtliches vom Persönlichen wohl zu unterscheiden wissen.

Mit all den Bedingungen, die ich für die Qualifikation eines Gouvernementsbeamten als notwendig bezeichnete, steht es jetzt oft sehr schlimm. Kleinlichkeit, Mißgunst und die Sucht, sich gegenseitig den Rang abzulaufen und damit in Verbindung die unvermeidliche Klatschsucht besonders an der Küste sind die Merkmale. Es ist den Beamten wichtig, ob sie auch beim Empfang von Exzellenz besonders bemerkt und angesprochen wurden, welche Dame Exzellenz zu Tische führte und welche, falls der Gouverneur unverheiratet ist, wie Herr von Rechenberg es war, dazu ausersehen wird, im Hause Nr. 1 die Honneurs zu machen. So etwas muß aufhören, besonders die kindische Klatscherei und Verklatscherei. Man kann nach dem Muster des Kladderadatschquartaners fast versucht sein, das Wort Kolonie mit „obtrectatio“ (Verkleinerung) nicht ganz unrichtig ins Lateinische zu übertragen.

Unsere Beamten haben Besseres zu tun.

Und nun gar die Kenntnis der Sprache!!! Damit steht es doch oft recht schlimm. Ich habe es erlebt, daß ein Assessor eine Verhandlung leitete, bei der Eingeborene verhört wurden und zwar in größerer Anzahl. Der Assessor verstand die Schwarzen nicht, und die Schwarzen verstanden ihn nicht. Ein anwesender älterer Sekretär mußte einspringen und den Dolmetsch spielen. Das hilflose Gestammel des Assessors war jammervoll, und die Neger machten sich diese Hilflosigkeit zunutze und wurden frech. Deswegen ist der Vorschlag, den ich machte und den vor mir auch schon andere gemacht haben, nicht von der Hand zu weisen. Sind doch die besten Bezirksamtmänner zum Teil unsere alten Sekretäre, soweit sie heute noch in diesen Stellungen sind. Es wäre gut, diese Besetzung der Bezirksamtmannsstellen auch mit Sekretären wieder einzuführen oder diese Stellen mit Vertretern anderer Berufe, wie von mir vorgeschlagen, zu besetzen. Möglich wäre das in jeder Richtung.

Hand in Hand damit müßte natürlich ein stetiges Verbleiben in den Stellungen gehen. Das koloniale Wechselfieber unter den Beamten müßte aufhören; denn nur der kann besonders Gutes in seinem Bezirke wirken, der ihn genau kennt und seine Bewohner, und womöglich außer dem durchgängigen Kiswaheli, auch noch den in dem betreffenden Bezirk gesprochenen Dialekt versteht und spricht. Genau so müßte man es natürlich auch mit den Sekretären, vor allem mit denen halten, die die Funktionen als Eingeborenenrichter versehen. So können die Beamten erzieherisch wirken, denn sie verstehen die Schwarzn, die sie auch bald verstehen und achten lernen. Afrikaner wissen, daß unsern Negern die „Watu wa zamani", d. h. die „Leute von früher", die ihnen gut bekannten Europäer, die liebsten sind. Wenn es so gehandhabt wird, trifft der ihrer Sprache und ihres Dialektes kundige Beamte bald den richtigen Ton im Verkehr mit ihnen. Sprechen können heißt aber nicht mit Hilfe der Sprache sich verständlich machen können. Beherrschen, vollkommen beherrschen muß man die betreffende Eingeborenensprache. Nur so lernt man den Neger und der Neger einen selbst kennen, und nur so kann man Einfluß und Verständnis für die Punkte, wo man mit der Erziehung einzusetzen hat, gewinnen. Ein Neuling im Kolonialdienst und ein Neuling in einem Bezirk kann dies aber nicht. Darum lasse man alte, erfahrene Beamte, die in einem Kreise erwiesenermaßen segensreich gewirkt haben, tunlichst in diesem Kreise weiter walten und versetze sie nicht. Der Erfolg wird zeigen, daß diese Methode die richtige ist. Das Wechseln der Beamten in Deutsch-Ostafrika ist geradezu chronisch und ein Krebsschaden für die Kolonie. Ja, es ist manchmal schon vorgekommen, daß alte Beamte, Regierungslehrer usw. aus der Kolonie nach Deutschland zurückgeschickt wurden wider ihren Willen mit der Begründung: „Sie wären zu lange in Afrika."

Wenn ich jetzt so dafür plädiere, daß ein jeder, der in Ostafrika sitzt, die Eingeborenensprache gut kennen und können muß, so möchte vielleicht mancher die Frage aufwerfen, warum denn unsere Neger nicht lieber Deutsch lernen, da wir doch Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika haben. So vorzügliche Lehrer diese Schulen auch haben und so wertvolle Hilfskräfte sie uns als Schreiber, Handwerker u. dgl. auch liefern, so kämpfen doch auch sie einen verzweifelten Kampf, wenn sie dem Neger Deutsch beibringen wollen. Deutsch ist zu schwer, und unser Neger hat eine zu schwere Zunge. Selbst Lieder wie „Ich hatt' einen Kameraden" und „Weißt du, wie viel Sternlein stehen" werden auf Kiswaheli gesungen, und das Deutsche der Schulkinder beschränkt sich meist auf ein „Gutten morrgen, wirr sinn Kinnderr vonn derrr Schulle". Sie atmen erleichtert auf, wenn man dann nicht Deutsch, sondern Kiswaheli mit ihnen weiterspricht. Dann aber sollen unsere Schwarzen auch gar nicht Deutsch lernen. Zache und andere sehen darin direkt eine Gefahr, wenn Schwarze deutsch sprechen, vor allem auch, weil sie leicht Gebrauch von dienstlichen Mitteilungen machen können, und ich schließe mich dieser Auffassung an. Man lasse sie beim Kiswaheli. Wenn Lion sagt, daß es doch gleichgültig sei, ob sie in den Zeitungen Reichstagsberichte oder Berichte des Reichspostamts oder Reichsgesundheitsamts lesen, die doch gewiß harmlos seien, so muß ich entgegnen, daß in den Zeitungen auch spaltenlang von Mord, Totschlag, Diebstahl u. dgl. die Rede ist, und daß auch sozialdemokratische Hetzreden und die Reden anarchistischer Propagandisten wiedergegeben werden. Das ist keine Lektüre für unsere Eingeborenen, wenn sie auch wissen, daß wir nicht unfehlbar und keine Engel sind. Dann aber sehe man sich einmal unsere deutschsprechenden Neger, so z. B. Hotelboys an, die etwas Deutsch kennen. Ich kenne kaum einen Neger, der etwas Deutsch verstehen und sprechen kann, und dabei nicht ein ausgemachter, frecher Halunke wäre. Von Plantagenleitern werden deutschsprechende und -verstehende Neger ebensowenig gern genommen wie von Missionen stammende, die aus dem gleichen Grunde für Betriebe nicht beliebt sind. Schulen und Missionen sollen uns anstatt deutschsprechende Neger lieber Handwerker erziehen. Das tun sie, Gott sei Dank, und von den Missionen sind es vor allem die katholischen, die darin vorzüglich wirken. Es soll die Möglichkeit gegeben werden, möglichst viel Schwarze in allen Professionen auszubilden. Wir haben ja auch in Tanga und Daressalam Tischler, Schmiede, Buchbinder, Buchdrucker und Heizer für die Eisenbahnen. Letztere kennen genau alle Teile ihrer Lokomotiven und wissen vollkommen damit umzugehen, heizen sie selbständig an und rangieren sie vor den Zug. In der Beherrschung professioneller Tätigkeit soll der Neger zum Meister gemacht werden und so dem Weißen eine

Hilfe sein. Das ist ein wichtiger Punkt in der Erziehung unserer Neger.

Wir sehen immer und immer wieder, daß die Arbeit einen Haupterziehungsfaktor bildet und sagten uns schon, daß der Neger aus diesem Grunde zur Arbeit gezwungen und mit allen Mitteln dahin gebracht werden müsse, zu arbeiten. Welche Mittel bleiben uns da außer direktem Zwang noch, um dies faule Naturkind aus seiner Lethargie zu rütteln und das Menschenmöglichste aus ihm zu machen? Wenn Lion meint, daß aus einem faulen, nichtsnutzigen, boshaften und lügenhaften Jungen ein geistig und sittlich hochstehender Mann werden könne, so kann ich dem nicht beistimmen. Man kann vielmehr froh sein, wenn kein Verbrecher daraus wird und der nichtsnutzige Junge einmal zum Arbeiten gebracht werden kann. So ist es auch mit dem Neger.

Welche Mittel also sind es, ihn zur Arbeit zu bringen, außer dem Zwang? Besteuerung so hoch, als möglich und gerecht ist, und Wecken von Bedürfnissen scheinen mir die einzig richtigen und möglichen Mittel zu sein.

Wir haben in unseren Betrachtungen immer wieder gesehen, daß der Neger es absolut nicht nötig hat, zu arbeiten, um sich wohl zu fühlen, wie wir es tun, wenn wir auf geleistete Arbeit zurückblicken, wenn wir bis ins hohe Alter hinein schaffen und wirken. Er, der Neger, arbeitet als Alter nicht, sondern läßt, sobald als angängig, seine Kinder für sich schaffen. Schon aus der Begrüßungsformel: Anrede „hu jambo", Antwort „si jambo", eigentlich im wörtlichsten Sinne „hast du kein Geschäft" — „ich habe kein Geschäft", kann man ersehen, daß er sich wohl fühlt, wenn er kein „Geschäft", d. h. wenn er nichts zu tun hat. Er kennt und braucht dieses aus Arbeit resultierende Wohlgefühl nicht, wohl aber brauchen wir diese Arbeit und müssen unsere Kulturarbeit an ihm und die anderen Vorteile, die wir ihm bieten, Rechtsschutz und Schutz gegen Feinde, besteuern, soweit es gerechtermaßen möglich ist. Wir schlagen so zwei Fliegen mit einer Klappe, wir haben Einnahmen und zwingen ihn, sich das Geld für die Bezahlung der Steuern zu verdienen. Unsere Politik ist jetzt hierin auf dem richtigen Wege, da außer der Hüttensteuer noch die Kopfsteuer eingeführt wurde. Der frühere Staatssekretär Dernburg, der sich durch Schaffung der Bahnen ein nicht genug zu dankendes Verdienst erwarb, hat s. Z. in den Fragen, die die Eingeborenen, deren Behandlung und auch deren Besteuerung betrafen, gezeigt, daß er, trotzdem er sich gern als genauen Kenner der ostafrikanischen Verhältnisse hinstellte und behauptet hat, daß er während seiner dreißigtägigen Reise durch Deutsch-Ostafrika mehr Erfahrungen gesammelt habe als die „sogenannten" alten Afrikaner, doch die Eingeborenen und die

Verhältnisse, in denen sie lebten, nicht genügend kannte. Er sagte nämlich, daß es hart sei, von dem Eingeborenen, der kaum ein Einkommen von 150 Mark habe, 7 bis 9 Mark Steuer zu verlangen, während in Deutschland ein Einkommen von 900 Mark überhaupt steuerfrei sei.

Ich will mich jetzt nicht im einzelnen darüber verbreiten, daß Rindfleisch, das übrigens die Neger nur selten und in ganz kleinen Quantitäten essen (Ausnahmen gibt es), in Deutsch-Ostafrika um das Dreifache billiger ist als in Deutschland, und Manihok um das Acht- bis Zehnfache billiger ist als Kartoffeln, sondern einfach die Tatsache konstatieren, daß der Neger tatsächlich zu seinem und seiner Familie Unterhalt monatlich ca. 6 Rupie = 8 Mark gebraucht, bei einem Durchschnittseinkommen von mindestens 10 Rupie, oder, in anbetracht der jetzt stark erhöhten Löhne, 12 Rupie. Da kann er im Jahre gern 7 bis 9 Mark oder 5,25 bis 6,75 Rupie an Steuer zahlen, und es wird noch zu wenig sein. Aus dieser Erkenntnis heraus wurde dann ja auch die Einführung der Kopfsteuer verfügt. Wer es mir nicht glaubt, daß der Pflanzungsarbeiter von 12 Rupie im Monat fast immer ca. die Hälfte überspart, wenn er nicht sein Geld den Schönen des Landes gibt oder sich dafür Palmwein u. dgl. kauft, der frage jeden Ostafrikaner. Anders kann ich es nicht beweisen, aber es ist wirklich so. Und dabei hat Dernburg es unternommen, zu sagen, daß auf Pflanzungen in vielen Fällen für den Neger schlecht gesorgt sei. Ich wünschte wohl, daß zu Zeiten des Regimes Dernburg-Rechenberg immer so gut für die weißen wie für die schwarzen Bewohner Deutsch-Ostafrikas gesorgt worden wäre. Sein Übereifer in dem Eintreten für den „mundtoten Farbigen", diesen Ausdruck hat Dernburg selbst geprägt, hat ihn oft die Grenzen vergessen lassen, die uns durch unser Rassenbewußtsein eo ipso den Schwarzen gegenüber gezogen sind. Für beide gleich sorgen heißt noch nicht beide gleich behandeln und beide mit gleichem Maß messen. Wenn Dernburg einem Engländer gegenüber äußerte, er betrachte die Leitung unserer Kolonien als ein kommerzielles Unternehmen, so mußte er auch logischerweise für die Besteuerung, und zwar hohe Besteuerung, der Neger eintreten, damit zunächst Geld einkäme und dann der Neger dadurch arbeiten lerne und auch so wieder verdient würde.

Auch St. Paul sagt: „Kolonisieren heißt Geld verdienen." Ja, aber sollen denn nur wir Weißen arbeiten und das Geld verdienen? Nein, auch die Eingeborenen sollen arbeiten und für sich und uns, für die Kolonie und das Vaterland, Geld verdienen; denn sie genießen gleichen Rechtsschutz. Dernburg hat auch an anderer Stelle bewiesen, daß er wie St. Paul der Meinung ist, daß Kolonisieren Geld verdienen heißt, und zwar dadurch, wie er den Begriff „Kolonisation" definiert. Er sagt: „Kolonisation heißt die Nutzbarmachung des

Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem des Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation, und diese sind dafür zu der Gegengabe ihrer höheren Kultur, ihrer sittlichen Begriffe, ihrer besseren Methoden verpflichtet." Ich möchte noch hinzufügen, daß ich Kolonisation auch noch definiere als die Besitzergreifung möglichst günstiger und reicher Gebiete, bewohnt von einer inferioreren Kaste als die der Kolonisierenden, um die Macht des Reiches und seinen Reichtum zu mehren und Stützpunkte sowie auch Gebiete zu schaffen, nach denen ein Überfluß an Menschheit vom Mutterlande aus hinströmen kann, kein Abschaum aus dem übervollen Gefäß, sondern die Besten des Vaterlandes, um zu Pionieren zu werden und Industrie und intensiver Landwirtschaft Boden zu schaffen und somit Werte.

Das sind wohl die Gründe, die bei Schaffung einer Kolonie ein jedes Volk bestimmen, so auch die Portugiesen und die praktischen Engländer, die uns, was Kolonisieren anbelangt, als leuchtendes Beispiel so oft angeführt werden. Daß sie dies nur bedingt sein können, ist uns ja schon klar geworden. Bei Gründung einer Kolonie will wohl zunächst keiner den Weltbeglücker und Kulturträger spielen, sondern er will das, was ich soeben ausführte. Wenn St. Paul sagt, daß die Absicht, ein Eingeborenenvolk kulturell zu heben oder dieses christlich zu missionieren, noch nie den Anlaß zu kolonialen Gründungen gegeben haben, so deckt sich das mit dem, was ich jetzt sagte. Wir wollen, wie gesagt, zunächst nur verdienen, alles andere ist Wortgeklingel und Selbsttäuschung. Kultivieren wollen wir dann auch, das versteht sich von selbst, und die Kultur dringt dann auch von selbst ein, mehr oder weniger schnell, wenn das besitzergreifende Volk selbst ein hochkultiviertes und nicht degeneriertes ist. „Kolonisation heißt Nutzbarmachung vor allem des Menschen," so definierte Dernburg. Wir können ihm uns darin anschließen. Wir sehen, daß, wenn wir logisch denken, der Neger arbeiten **muß**, wenn er Geld zu Steuern aufbringen will; denn mit dem bißchen Fischfang an der Küste und seiner kläglichen, nur auf eigene kümmerliche Bedürfnisse gerichteten Plantagenwirtschaft kann er kein Krösus werden, wenn ich auch gestehen muß, daß einige Fischerdörfer an der Küste fast reich (im Negersinne) zu nennen sind, weil sie günstig gelegen sind, guten Absatz haben und eine große Erfahrung im Fangen von Fischen seit Generationen besitzen. Doch auch das sind nur Ausnahmen. Eine Steigerung dieser, wie ich sagte, kümmerlichen Bedürfnisse, für die die Eingeborenenackerwirtschaft eben gerade genügt, müssen wir uns angelegen sein lassen, um so einen neuen Faktor zur Erziehung des Negers zur Arbeit zu schaffen. Jeder einsichtige Pflanzungsleiter oder -Besitzer sorgt dafür, daß auf seiner

Pflanzung mindestens eine größere „Duka", d. h. Kaufladen für Eingeborene existiert, die er entweder in eigene Regie nimmt, was sehr unrentabel ist, weil die schwarzen sogenannten Karanis, was man in diesem Falle mit Kommis oder Buchhalter übersetzen könnte, während es sonst Schreiber oder Angestellter überhaupt bedeutet, fürchterlich stehlen, oder aber eine Duka, die sich in Händen von Indern befindet, die für eigene Rechnung arbeiten. Man hält sich diese Dukas nicht nur, um dafür zu sorgen, daß die Arbeiter auch Reis, Mtama, Chiroko, Mais, Kleider und Gewürze dort kaufen können, sondern es werden darin auch andere Dinge feilgehalten, die das Negerherz oder das Herz seiner „Schönen" höher schlagen lassen, als da sind Ringe, Ketten, Nadeln, Messer, Mundharmonikas usw. usw. in reicher Anzahl. Da es auf den meisten Pflanzungen Sitte ist, die Höhe des am Sonnabend zu zahlenden Vorschusses nach der Anzahl der Arbeitstage des einzelnen zu bemessen, wird sich der Schwarze, der am Sonnabend abend sein Geld in der Duka verpulverte, sagen, daß er in der nächsten Woche unbedingt 5 oder gar 6 Tage arbeiten müsse, um das Loch im Portemonnaie wieder zuzustopfen. Tatsächlich ist er dann auch meist in der nächsten Woche fleißiger, besonders zu der Zeit und in den Monaten, wo er den Steuerboten bald erwartet. So geht beides Hand in Hand. Leider ist es jetzt auf den meisten Pflanzungen Sitte, daß die Steuer von den Pflanzungen ausbezahlt und dann von den Arbeitern wieder eingezogen wird. Das ist meiner Ansicht nach grundfalsch, ebenso wie die hohe Bevorschussung, die direkt oft unsinnig ist. Schulden von 100 Rupie sind keine Seltenheit. Dabei sind Schulden den meisten Negern völlig gleichgültig, und das Vorhandensein einer größeren Schuld wird ihn nie zum arbeiten bewegen. Man sollte da mehr gemeinsam vorgehen. Gott sei Dank ist der Wirtschaftliche Verband jetzt darin vorgegangen, und man scheint ein Verbot in dieser Richtung zu planen. Schulden zwingen, wie erwähnt, einen Neger nicht zum arbeiten und drücken ihn nicht, höchstens wenn sie ein Hinderungsgrund sind, mehr gepumpt zu kriegen. Wie und ob er sie abtragen kann, darüber macht er sich keine Kopfschmerzen. Wird es ihm zu unbequem, so lange keine größeren Vorschüsse mehr zu kriegen, dann reißt er in vielen Fällen aus. Ostafrika ist ja groß und die Grenze der britischen Nachbarn nicht weit. Schon aus diesem Grunde ist es bedenklich, den Arbeitern so hohe Vorschüsse zu geben. Ich selbst habe s. Z., gezwungen mitzumachen, die betrübendsten Erfahrungen in dieser Richtung gemacht. — Doch zurück zu dem Vorschlage, die Bedürfnisse der Eingeborenen mit Absicht zu erhöhen. Wenn Adolph Zimmermann vorschlägt, den Schwarzen auch Spirituosen zu verkaufen, so ist dies natürlich schroff zurückzuweisen. Durch Alkohol versumpft und degeneriert ein Volk, und Alkohol macht träge. Unsere Aufgabe ist

es aber, nicht die an und für sich trägen Neger noch träger zu machen, sondern fleißiger. Wenn auch ein Muhamwezi oder Mfekuma am Sonnabend mal einen kleinen Schoppen nimmt und sich an dem nicht immer und meist nur Sonnabend oder Sonntag erhältlichen Palmwein oder Pombe berauscht, so macht das weiter nichts aus. Schlimmer wäre es, wenn er sich täglich in der Duka sein Buddelchen mit Schnaps füllen lassen könnte. So wie es jetzt in dieser Beziehung in Deutsch-Ostafrika ist, ist es gut. Gönnen wir ihnen am Sonnabend ihr Täßchen Pombe und kämpfen wir lieber an gegen die Haschischraucherei durch hohe Besteuerung dieses gefährlichen, die Nerven zerrüttenden und erschlaffenden Opiats.

Es ist nicht richtig, wenn Lion behauptet, daß Zimmermann empfiehlt, Schundware an die Eingeborenen zu verkaufen. Ich habe den Zimmermannschen Artikel in der Täglichen Rundschau s. Z. gelesen. Er empfiehlt den Verkauf von billigen Sachen. Das ist etwas anderes, er hätte jedoch hinzufügen müssen „aber guten". Wenn wir in Deutsch-Ostafrika erst so weit sind, daß wir landwirtschaftliche große Genossenschaften haben, die billig einkaufen und die Produkte der Pflanzer verwerten, dann wird auch das Ressort „Eingeborenenartikel" mit in Betracht gezogen werden, und unsere Neger werden billige, aber gute Ware kaufen können.

Wir sind uns nun darüber klar geworden, daß Besteuerung und Wecken größerer Bedürfnisse wichtige Faktoren sein können bei der Erziehung des Negers zur Arbeit. Was bleibt uns sonst noch als Erziehungsmittel? Ich denke nicht viel. Belassen in seiner Eigenart mit der Hoffnung „es wird schon werden?" Kein Kenner wird daran glauben.

Sehen wir uns nun an, was der Neger von den Missionen denkt, von denen wir ja hier in Deutschland immer hören, daß sie es wären, die den Neger zu heben und zu kultivieren verständen: Sehen wir uns ferner an, welche wirklichen Erfolge in der Christianisierung des Negers die Missionen gehabt haben. Ich habe schon vorhin gesagt, daß mit Zahlen zu messende Missionserfolge keine Erfolge sind. Nur dann, wenn die Missionen sagen können: „Soundsoviel haben wir zu wirklichen Christen gemacht, zu Christen mit gläubigen Herzen, sie haben unsere Lehren angenommen und leben danach, sie beten und arbeiten in christlichem Sinne," dann ist es ein Erfolg. Wenn aber auf einem Missionsfeste der Redner nur berichten kann, daß soundsoviel Proselyten gemacht wurden, soundsoviel die heilige Taufe empfingen, so ist das nicht nur ein rein äußerlicher, sondern gar kein Erfolg. Ich weiß, ich rede in dieser Beziehung vergebens; denn von den Erfolgen der Missionen wird zu viel den Leuten erzählt, und zu viele glauben an die Tatsächlichkeit dieser Erfolge. Ich muß mich aber dennoch bei der Frage der Kultivierung des Negers auch über diesen Punkt ver-

breiten und darf nichts verschweigen und vertuschen; denn, wie St. Paul sagt: „Die Mission muß in Afrika eine freie Kritik ihrer Tätigkeit ebenso vertragen wie alle anderen Berufskreise auch.“ Ich weiß es, daß jeder, der es wagt, an der Tätigkeit der Missionen etwas auszusetzen, als unchristlich, als Heide und verruchter Ketzer gebrandmarkt wird, möchte aber gleich an dieser Stelle anführen, daß ich viele Missionare kenne und auch schätze, und daß ich ein ganz guter Christ zu sein glaube, auch wenn ich Ihnen an dieser Stelle sage, daß in Ostafrika wenigstens die Missionen sehr viel negative Erfolge in der reinen Missionstätigkeit erzielt haben. Sie haben in vielen Fällen den Neger zu dem gemacht, was er nicht sein soll. Alle schlechten Eigenschaften, die im Neger schlummern und die ich vorhin aufzählte, treten bei dem Missionszögling zutage, und deshalb nehmen wir Ostafrikaner ihn grundsätzlich nicht in unsere Betriebe herein, weil er nicht nur selbst schlecht und frech ist, sondern auch die anderen schlecht macht. Ich selbst hatte einen solchen Jüngling in meinem Laden auf der Pflanzung. Wenn ich zu ihm kam und gerade niemand im Laden war, schrieb er entweder Briefe oder las in christlichen Gebetbüchern. Unser gegenseitiges Verhältnis endigte damit, daß ich ihn wegen bedeutender Unterschleife an die Luft setzen mußte. Mir wurde damals immer gesagt: „Wie können Sie nur einen Missionsjungen in Ihre Duka nehmen!“ Ich sagte mir aber, daß man doch auch einmal einen guten Jungen unter den Missionszöglingen finden könne, und da er es außerdem mit seiner Religion ernst zu nehmen schien, wollte ich doch wenigstens einmal den Versuch machen, der leider, wie schon so oft, mißlang. Daß dieser Junge auch einmal zu Weihnachten nach Tanga gegangen war, um dort zu beichten, und er dann bis Neujahr ohne Erlaubnis blieb, weil der katholische Missionar ihm gesagt hatte, er brauchte vor Neujahr nicht zu mir zu gehen, weil die Religionsübungen vorgingen, möchte ich als bezeichnend nur erwähnen.

Wie sehen nun die Neger selbst die Vertreter der Missionen an? Früher in den Aufständen, in den Kämpfen in Uhehe ist es sicher vorgekommen, daß die Aufständigen den Missionaren, als Bringern einer Friedensreligion, eine bevorzugte Stellung einräumten, d. h. sie schonten. Heute ist das nicht mehr so. Ich erinnere nur daran, daß z. B. 1905 bereits der Bischof Spieß und andere Angehörige der Mission die ersten waren, gegen die die Eingeborenen loszogen und sie töteten. *Der Missionar ist dem Neger heute nur noch der „Weiße“, nichts anders mehr, und oft das nicht einmal.* Man kann nicht gerade behaupten, daß die Missionen Ansehen und Vertrauen von seiten der Eingeborenen genössen. Bin ich doch schon ein paarmal von den Schwarzen gefragt worden, *ob denn die Missionare wirklich auch Europäer seien*, und ich habe schon Gespräche der Schwarzen über Missionen be-

lauscht und dabei gehört, daß von den Missionaren gesagt wurde, sie wären „labda nusu wazungu", d. h. „vielleicht Halbeuropäer". Es ist natürlich ein grundlegender Fehler, wenn Europäer, z. B. Pflanzungsbesitzer, ihren Leuten gegenüber es merken lassen, daß sie Missionszöglinge nicht haben wollen, oder gar abfällige Bemerkungen über die Missionen machen. Das geht natürlich nicht. Man soll den Neger nicht in seiner an und für sich vorhandenen Antipathie gegen die Missionen bestärken, sondern diese eher abzuschwächen suchen. Freilich kann man sich auch nicht ins eigene Fleisch schneiden, was man ohne weiteres tun würde, wenn man Missionszöglinge in seinen Betrieben bevorzugen würde. Nur wo man den Missionsjungen direkt unter der Fuchtel haben kann und ihn dauernd beobachten kann, wie es z. B. der Fall ist, wenn er als Schreiber auf einem Büro angestellt ist, geht es an, ihn zu beschäftigen. Es ist doch merkwürdig, daß jeder, aber auch jeder Ostafrikaner, der mehrere Jahre dort war, so denkt und so handelt, d. h. Missionszöglinge seinen Betrieben fernhält. Daß ein Mensch, der nur einmal gerade drüben war und voll Entzücken hörte, was ihm die Missionare an Ort und Stelle erzählten und vormachten, dieses Eingenommensein für die Tätigkeit der Mission mit hierher bringt, kann kein Beweis sein. Ein solcher Mensch, von dem dann gesagt wird, daß er doch drüben gewesen sei und daher über alles genau Bescheid wissen müsse, der über das Gehörte schreibt und redet und sich selbst für einen Kenner ostafrikanischer Verhältnisse hält, erscheint mir wie jener kindische Narr, dem es einmal erlaubt wurde, durch ein Fernrohr zu sehen und der sich von Stund an für einen großen Astronomen hielt. Man muß selbst lange drüben gelebt und gearbeitet haben und die bitteren Früchtchen, die in den Gärten der Missionen wachsen, gekostet haben, um zu wissen, daß sie nichts taugen. Daß die Interessierten selbst, die Missionen und ihnen nahestehende Kreise, tüchtig das Tamtam rühren und von den Erfolgen erzählen, ist natürlich, und wer möchte es ihnen verdenken! Woher sollte wohl sonst das Geld zur Erhaltung und Unterhaltung und Ausbauung der Missionen kommen, wenn nicht ganz gehörig Reklame gemacht würde. Ich habe schon einmal gesagt, daß der Neger das Wesen der christlichen Religion nicht versteht und ihm die Lehren des Islam besser liegen. Die christlichen Lehren versteht er zum größten Teil nicht, wenigstens soweit sie über das Verbot „Du sollst nicht stehlen" und „Du sollst nicht töten" hinausgehen. Wenn ihm gesagt wird, daß er durch Christo ein Bruder, auch des Weißen, sei, so ist ihm das neu und unfaßlich, da er gewohnt ist, daß der Weiße sich hoch über ihn zu stellen pflegt, er wird aber, seiner Naturanlage folgend, sofort versuchen, diese Bruderschaft nach Kräften und in jeder Beziehung auszunutzen. Was ihn aber vor allem, wie ich schon einmal ausführte, an der

christlichen Religion stört, ist das Gebot der Monogamie. Es ist überhaupt ein Wunder, daß es noch verhältnismäßig so viel Neger in den Missionen gibt, ich erkläre mir das aber damit, daß eben doch eine ganze Menge armer Neger sich keine zweite Frau leisten können. Da kommt es ja dann auch nicht so darauf an, ob er Christ ist, und er kann ruhig die Wohltaten der Missionen einheimsen. Nebenbei möchte ich bemerken, daß ein großer Teil der Missionszöglinge in Gegenden, wo sie zusammen mit mohammedanischer Bevölkerung leben, jedes große Fest der Mohammedaner, so die Feste vor und nach dem Fastenmonat „Ramathan" und den „Siku kuu ya maka" gewissenhaft und vollkommen nach mohammedanischem Ritus mitmacht. Öfter konnte ich bei solchen Festen beobachten, daß die Missionsjungen sich dabei vollkommen als Mohammedaner benehmen und sich nicht merken lassen, daß sie „Wamashihiya", d. h. Christen waren, sondern bei Begrüßungen ruhig die arabischen, das will sagen islamitischen Formen, wie „Suballakher" u. dgl., gebrauchen und auf die Frage nach ihrem Ergehen mit dem echt muselmännischen „Allkhamdulilahi" antworten. Es ist sehr anzuerkennen und den Missionen hoch anzurechnen, daß sie überhaupt den Mut haben, in den mohammedanischen Küstenstädten zu missionieren, wo der christliche Same in dem zähen und alles bedeckenden und erstickenden Brei der mohammedanischen Lehre verkommen und eingehen muß.

Wenn man die Erfolge der Missionen betrachtet, so muß man anerkennen, daß sie zum Teil Großes in der Erziehung zur Arbeit geleistet haben, vor allem die katholischen Missionen, und Arbeit ist, wie wir gesehen haben, der wichtigste Faktor in der Erziehung und Hebung des Negers. Es ist daher ganz unverständlich, wenn manche Missionen immer und immer wieder mit einer gewissen Gereiztheit erklären, daß sie nicht dazu da seien, den Ansiedlern Arbeiter, Handwerker, Schreiber u. dgl. heranzuziehen. Ja, wozu sind sie denn sonst da, da sie doch erwiesenermaßen in der Erziehung zur Arbeit Gutes leisteten und ihre reine Missionstätigkeit doch nicht von Erfolgen gekrönt war? So sollen sie doch wenigstens dadurch ihre Existenzberechtigung dokumentieren, daß sie zu Erziehungsanstalten werden. Sie wollen doch die Leute nicht in ihrem engen Missionszirkel behalten, wollen die guten Arbeiter nicht unter Glas und Rahmen setzen, sondern wollen sie hinaussenden, damit der Kolonie die Früchte der Erziehung zur Arbeit zugute kommen. Es ist unverständlich, wenn Dr. Merensky sagt: „Das Christentum hat nicht die Aufgabe, Eingeborene zu Arbeitern weißer Ansiedler zu machen oder zu erziehen; es soll aber eine Quelle des Segens für alle Stände und alle Völker sein." Wenn unter Christentum Mission verstanden sein soll, und das muß es doch, da dieser Ausspruch Merenskys den Kolonien gilt, so hat diese meiner Ansicht nach allerdings die Aufgabe, Einge-

borene zur Arbeit und somit auch zur Arbeit bei weißen Ansiedlern zu erziehen. Nur so kann die Mission eine Quelle des Segens für die Kolonie sein.

Wenn ich jetzt die geleistete Arbeit der Missionen in der Erziehung des Negers zur Arbeit rückhaltlos anerkannte, so steht das nicht im Widerspruch damit, daß ich vorhin von „negativen Erfolgen" sprach. Diese negativen Erfolge haben sie nur in der „wirklich christlichen Missionierung des ostafrikanischen Negers" gehabt, und das leider gründlich.

Noch ein Wort über das Verhalten der Missionen untereinander. „Gehet hin in alle Welt und predigt allen Heiden," dies Wort und das Dogma der Dreieinigkeit Gottes ist wohl so ziemlich das einzige, was die Missionen gemeinsam anerkennen. Sonst herrscht Hader und Zank. Wie viele Konfessionen wirken missionarisch in Ostafrika! „Wer zählt die Völker, nennt die Namen." Nicht allein Katholizismus und Protestantismus, sondern die vielen Sekten und Sektchen, die sich untereinander nicht einig sind. Es ist früher einmal versucht worden, den verschiedenen Missionen verschiedene Gebiete anzuweisen, ohne Erfolg. Jeder glaubte sich benachteiligt, und keiner wollte weichen. Daraufhin ließ die Regierung diesen Versuch sein, sicher zum Schaden der Kolonie. Dann haben die Missionen selbst versucht, sich ohne Einmischung der Regierung in gewisse Gebiete zu teilen. Vor kurzem haben sie dann wieder behauptet, die englischen Missionen hätten sich Gebietsübergriffe erlaubt, ich meine, die in Deutsch-Ostafrika sitzenden englischen Missionen, und zwar den katholischen Missionen gegenüber. Was daran Wahres ist, ist nie so recht bekannt geworden, und es ist ja auch gleichgültig; denn, was heißen schließlich Gebietsübergriffe, wenn es reservierte Gebiete de facto nicht gibt. Dabei möchte ich aber doch einmal fragen: „Was tun überhaupt englische Missionen in Deutsch-Ostafrika?" Nicht, als ob ich die Verdienste der englischen Missionen schmälern wollte, aber ich muß doch fragen: „Genügen denn die deutschen Missionen nicht?" Eine Art Monroedoktrin sollte auch in dieser Beziehung in unseren deutschen Kolonien am Platze sein, und es sollte heißen: „Deutsch-Ostafrika den Deutschen." Das können sich auch die merken, die allzu gleichgültig der Tatsache gegenüberstehen, daß immer mehr englisches Kapital nach Deutsch-Ostafrika strömt, und ferner diejenigen, die ein größeres Kapital besitzen, das sie anlegen wollen. In deutsch-ostafrikanischen Unternehmungen ist es wahrhaftig noch nicht am schlechtesten angelegt, trotz der jetzt stark gesunkenen Kautschukpreise, das zeigen uns die Engländer, die sehr wohl wissen, wo Barthel den Most holt. Da ich in Deutsch-Ostafrika keine Besitzung mehr habe, kann ich wohl kaum in den Verdacht kommen, pro domo reden zu wollen.

Wenn ich von einer Uneinigkeit der Missionen untereinander sprach, so ist natürlich festzustellen, daß a priori die verschiedenen Konfessionen den guten Willen hatten, jede an ihrem Teile eine Christianisierung und Kultivierung der Eingeborenen in friedlicher Zusammenarbeit zu erreichen. Nach und nach ist es aber doch dazu gekommen, daß der oder jener christliche Hirt seinen Schäflein erzählte, daß auf dem benachbarten Berge ein Wolf im Schafskleide hause, vor dem sie sich in acht zu nehmen hätten. Er warnte vor den Schmeichelworten des bösen Nachbars und begann wohl gelegentlich, auch einmal etwas härtere Worte über ihn zu sagen. Tat er damit etwas anderes als das, was wir oft genug in den Gotteshäusern von der Kanzel herab predigen hören? Wird nicht auch da manches harte Wort über die christlichen Lehren derer von der andern Konfession gesagt? Es ist menschlich verständlich, aber es ist gefährlich, gefährlich vor allem bei der Erziehung unseres Negers. Muß er nicht zweifeln an der Wahrheit unserer Lehre, wenn er täglich sieht, daß die „Waalimu" der Europäer nicht einig untereinander sind? Nichts nutzt der Neger rascher und gründlicher aus als eine Uneinigkeit der Weißen untereinander. Als s. Z. die schroffen Gegensätze zwischen Regierung und Ansiedlern bestanden und, wie es im „bayerischen Vaterland" ehemals so „geschmackvoll" gesagt wurde, „die Volksseele kochte", war da nicht der Neger der tertius gaudens, der die Uneinigkeit für seine Zwecke benutzte und die Weißen bei den Behörden verklagte, wo er konnte, und sich freute, wenn die „Wazungu" hereinfielen? So ist es auch, wenn die Missionen sich bekriegen, und wenn ein Missionar den Negern erzählt, daß die Lehren des Kollegen von der anderen Partei Irrlehren seien. Man hat Vorschläge gemacht, so auch Oetker, und hat gesagt, daß die Kolonien gewissermaßen unter den Konfessionen aufgeteilt werden sollten, jede Konfession solle in einer ihr zugewiesenen Kolonie wirken. Die Idee ist wohl eigentlich nicht von der Hand zu weisen, es ist sogar eine prächtige Idee, aber sie wird unausführbar sein; denn keiner wird weichen wollen von dem Platze, auf dem er einmal saß. Das Gebot der christlichen Duldung wird nirgends weniger befolgt als beim Wettstreit der verschiedenen christlichen Konfessionen. Duldsamkeit und gegenseitiges liebevolles Verständnis, in diesem Zeichen werden sie siegen, nicht durch Haß und Hader. Und einig müssen die christlichen Missionen untereinander sein, und kleinliche Zwistigkeiten müssen zurückstehen hinter der hohen Aufgabe, zu missionieren in christlicher und kultureller Hinsicht, zumal ein hartnäckiger Feind diesen Bestrebungen entgegensteht, der das Volk faul und träge machende Islam, „die Religion der Indolenten", deren Lehren der Lehre dessen, der sagte: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet" entgegenstehen, die aber doch oder gerade deshalb dem Neger lieber sind.

Betrachten wir kurz, wie unsere Ostafrikaner den Islam verstehen und seine Lehren befolgen. Ich erwähne zunächst, daß der Islam schon vor 1000 Jahren durch die Araber nach Ostafrika gebracht wurde, durch die sich diese „Religion der Indolenten", wie ich sie nannte, bald verbreitete. Es ist trotzdem erstaunlich, daß bis heute noch nach ungefähren Schätzungen nur $^1/_{15}$ von allen Bewohnern Deutsch-Ostafrikas Mohammedaner sind. Viele sind es auch nur dem Namen nach, die trotzdem im Innern ihres Herzens die richtigen Buschnigger geblieben sind, aber doch Mohammedaner, d. h. Beschnittene sein wollen und müssen, weil sie sonst, zumal an der Küste, keine Frauen bekommen, und das ist ja, für fast alle Neger, wie ich schon einmal erwähnte, der punctum movens zum Übertritt vom Heidentum zum Islam. Ein großer Teil der ostafrikanischen Mohammedaner sind keine wirklichen Anhänger des Islam. Sie wissen von seinen Lehren so gut wie nichts und kennen nur so viel von den islamitischen Gebräuchen, daß sie sich in den Moscheen nicht gerade blamieren. Die Hauptsache ist die Beschneidung, und das „Ashadu an la ilaha illa Allah wa an Mohammedan rasulu Allah", d. h. das Glaubensbekenntnis, wird ihnen für mehr oder weniger billiges Geld vom nächstbesten Mwalimu, der oft selbst nicht mehr als eben dieses Glaubensbekenntnis kennt, beigebracht. Wenn Dr. Karstedt sagt, daß die Wanyamwezi dem Islam ihrer „konservativen Gesinnung" wegen Widerstand entgegengesetzt haben, so möchte ich den Ausdruck „konservative Gesinnung" durch „Dickschädlichkeit" ersetzen. Der Mnyamwezi ist nicht nur ein Dickkopf, sondern auch ganz fürchterlich von sich eingenommen. Er sieht sogar auf die Küstenleute stolz herab, die ihn als Nichtmohammedaner verspötteln. Dieser Spott kümmert ihn aber wenig. Dieses Selbstbewußtsein schwindet etwas, wenn ein einzelner Mnyamwezi unter vielen Mohammedanern beschäftigt ist. Dann redet er auch von „amri ya mungu", d. h. „Allahs Befehl", um aber doch ruhig verreckte Hühner zu essen und im Fastenmonat gemütlich kauend vor seiner Hütte zu sitzen, wenn die Mohammedaner schlapp und mit hängender Zunge zwischen früh 6 Uhr und abends 6 Uhr an ihm vorübergehen, da sie in dieser Zeit weder essen noch trinken, ja nicht einmal Zigaretten rauchen und Tabak kauen dürfen. Das Äußerliche ist es, was dem Neger imponiert und was er mitmacht. Der Schwarze ist ein gelehrter Affe und, wie der echte Mohammedaner, der wirkliche Mwislamu sich räuspert und wie er spuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt. Ja, die größten Buschneger, die eben gerade Mohammedaner geworden sind, sind diejenigen, welche es mit den Äußerlichkeiten am genauesten nehmen und außer im Monat Ramathan womöglich schon im Monat Rajabu fasten, um zu zeigen: „Seht mal, was ich für ein tüchtiger Mwislamu bin." Dr. Karstedt, der den Islam, wie er sich uns in Deutsch-Ostafrika offenbart, aufs genaueste stu-

diert hat, nennt ihn einen „Riesen, aber einen schemenhaften; denn alle Äußerlichkeiten helfen ihm nicht darüber hinweg, daß er nur ein Gefäß ist, dem der Inhalt fehlt.“ Und er sagt ferner von dem ostafrikanischen Neger, der Mohammedaner wurde, „vom inneren Kern des Islam, seinem ethisch-religiösen Inhalt hat er sich um so weniger angeeignet, als er überhaupt unfähig ist, eine Geistesrichtung nur ihres geistigen Inhalts wegen erfassen zu können.“

Gerade aus diesen Gründen ist der Islam in Ostafrika so machtvoll, weil er viel Äußerlichkeiten hat, die dem Orientalen imponieren, weil er Vielweiberei gestattet und weil es so bequem ist, in den Himmel zu kommen; denn, wenn man nicht hinneigt zu Gebetübungen und Fasten, so kann man sich vertreten lassen. Der Islam hat für seine Anhänger so viel Hintertüren und Türchen wie ein Kaninchenbau Gänge, und das paßt dem Neger, der an und für sich, sei er Christ, Mwislamu oder Heide, bei allem, was er tut und sagt, die Neigung hat, sich eine oder mehrere Hintertüren offen zu lassen. Darum ist es so unendlich schwer für die christliche Religion, gegen den Islam aufzukommen. Ich sage sogar, wie ich schon einmal betonte, „es ist unmöglich.“

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der Islam keine Gefahr bedeute. Daß er das sein kann, haben uns die Aufstände bewiesen, in denen von den Zauberern die Eingeborenen verhetzt wurden. Da in vielen Fällen die Zauberer auch die islamitischen Waalimu waren, so ist die Brücke leicht geschlagen, die vom Aberglauben zum mohammedanischen Fanatismus führen kann. Selbstverständlich kann ein Fanatismus beim Neger, dessen Sinn mehr darauf steht, unter allen Bedingungen und in allen Fällen möglichst viel persönliche Vorteile zu haben, nicht in dem Maße erzeugt werden wie bei Völkern, die seit Mohammeds Zeiten Anhänger des Islam waren und Jahrhunderte hindurch Glaubenskämpfe gegen die Ungläubigen führten. Der Neger in Deutsch-Ostafrika nimmt, wie wir sahen, den Islam gar nicht so ernst, und nur seine bequemen Lehren, die dem Wesen des Negers liegen, sind es, die ihm imponieren, und nur die Äußerlichkeiten sind es, die er mitmacht. Aber eine Gefahr kann derIslam doch werden, das sich zu verhehlen, würde töricht sein, eine Gefahr auch für die kulturelle Hebung unserer Eingeborenen. Es ist hier nicht die Zeit und der Ort, die islamitische Frage eingehend zu behandeln, aber streifen möchte ich doch noch die Tatsache, daß die in den Lehren des Islam liegende Unmoralität eben eine Gefahr bedeutet, weil wir ja in unserer Kulturarbeit gerade das moralische Prinzip besonders betonen.

Wenn es dem Kulturmenschen schon an und für sich verwerflich und unmoralisch erscheinen muß, wenn eine Religion die Vielweiberei gestattet, schon weil wir uns unter einer Frau eben wirklich eine Frau, d. h. eine liebende Gattin und Mutter und

sorgende Hausfrau vorstellen, wieviel mehr müssen wir da erst die Einrichtung der Nebenfrauen, der sogenannten „Suria", verwerfen. Man stelle sich folgendes vor. Bei meiner Pflanzung wohnte ein etwas wohlhabender Neger, der viel Palmen und Vieh besaß und außer seinen richtigen drei Frauen noch vier Nebenfrauen besaß. Etwas, was sich wohl jeder Europäer, der so etwas zum ersten Male sieht, denkt, ist: „Wie können die sich wohl bloß alle untereinander vertragen?" Es scheint lächerlich, daß einem gerade dieser Gedanke zuerst kommt, und doch ist er der natürlichste. Wenn die Negerweiber nicht so unglaublich tief stünden, so wäre ein solcher Zustand überhaupt undenkbar. Nur, wer einmal längere Zeit dort war, kennt diesen geradezu phänomenalen moralischen und geistigen Tiefstand der Negerweiber. Vielleicht mag es daher kommen, daß sie durch Jahrtausende hindurch fast nur als Ware behandelt wurden, ja noch behandelt werden. Nach Ansicht des Islamiten scheint es ja sogar zweifelhaft, ob die Frauen überhaupt nach ihrem Tode in den Himmel kommen können. Wenn sie aber in den Himmel kommen, so geschieht es nur, um ihren Herren dort zu dienen. Sie, die Negerfrauen, sind es, die mit einer Handbewegung die Ehe lösen, weil ihnen die Ehe nichts ist, die Ehebruch so oft treiben, als wäre es gar nichts, und die ein Kontingent von Dirnen und Troßweibern darstellen, dessen Größe uns erschaudern machen muß. Etwas besser sind in dieser Beziehung die Frauen der Masais und ihnen verwandter Rassen, wenn auch gerade sie es sind, die von den Europäern ausersehen werden, ihnen die Hausfrau, besser die weiße Frau, zu ersetzen. Es ist dies ein etwas heikles Thema, und ich will auch nicht weiter darauf eingehen. Ich möchte nur sagen, daß, wenn wir dem Neger gute Beispiele geben wollen, wenn wir uns so hoch über ihn stellen wollen, wie wir es als Angehörige der weißen Rasse müssen, es nicht am Platze ist, schwarze Weiber als Gefährtinnen in unserem Hause zu haben oder gar mit ihnen eine Bastardrasse in die Welt zu setzen, die, wie uns die Kolonialgeschichte zeigt, vom Weißen und vom Neger alles Böse, aber nur wenig Gutes erbte. In Deutsch-Ostafrika gibt es, Gott sei Dank, nur wenig Bastarde, aber sie sind trotzdem schon da. Die ich kenne, sind freilich noch Kinder, aber sie zeigen, mit wenigen Ausnahmen, bereits durch ihr rüpelhaftes und freches Benehmen, was wir später einmal von ihnen zu erwarten haben werden. Wenn Oetker sagt: „Sittlich ist, was der Erhaltung der Art entspricht, unsittlich, was ihr widerspricht," so können wir wohl, gerade was den Verkehr zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen anbetrifft, diesem Ausspruche beipflichten. Nicht beistimmen kann ich aber Oetker, wenn er sagt, daß die Frauen stolz und glücklich seien, von einem Europäer ins Haus genommen zu werden. Wenn er das von dem Troß der Dirnen sagt, so muß ich ihm bedingt recht geben, im allge-

meinen verkehrt aber auch hier Schwarz lieber mit Schwarz. Ich fühle mich in der Beurteilung dieser Frage eins mit Lion, der sagte: „Aber, auch wenn die Masse der Neger die wilden Ehen des Europäers als etwas Selbstverständliches ansehen würde, er sieht den sonst so stolzen, unnahbaren Herrn zu seinesgleichen herabsteigen, er sieht sein sonst so verachtetes Fleisch und Blut in engsten Beziehungen zu ihm." Und ich füge hinzu: „Ja, er sieht sie, was fast noch schlimmer ist, zum Teil als Väter von Kindern schwarzer Weiber." Von diesem Standpunkte aus muß in Ostafrika nicht nur die Mischehe Weiß und Schwarz als etwas ganz Unmögliches gelten, sondern auch solche wilden Ehen sollten, wenn nicht ganz unmöglich gemacht, so doch eingeschränkt werden, wenn uns auch als Menschen nichts Menschliches fremd sein darf und wir mit dem Umstande rechnen müssen, daß unsere jungen Pioniere da draußen gesunde Männer aus Fleisch und Blut sind. Darum kann man nur wieder wünschen, daß die deutsche Ehe in Deutsch-Ostafrika immer mehr zur Segnung für diese Kolonie werden möge. Auch der von mir schon einmal zitierte Professor Ziemann äußert sich in der gleichen Weise wie ich und sagt: „Es werden alle Reden, wenigstens gegen die wilden Mischehen als solche, nichts helfen, wenn wir nicht dafür sorgen, daß sich noch weit mehr deutsches Familienleben in den deutschen Kolonien entwickeln kann."

Nach dieser Abschweifung muß ich noch einmal zurückgreifen. Wir haben jetzt die Lehren des Islam kurz gestreift, haben gesehen, welche Macht er über die Eingeborenen hat, haben vorher darüber gesprochen, welche Erfolge die Missionen in der Kultivierung und welche Mißerfolge sie leider in der Christianisierung des ostafrikanischen Negers hatten, und sind auf all das zugekommen von der Frage ausgehend: „Wie sollen wir den Neger zur Arbeit erziehen, um so in gemeinsamem Zusammenwirken mit ihm Ostafrika zur höchsten Blüte zu bringen?" Es erübrigt nun, das Fazit zu ziehen und uns zwei Fragen vorzulegen und zu beantworten. Wenn wir fragen: „Hängt es davon, ob die Eingeborenen das Christentum annehmen oder nicht, ab, ob unser Deutsch-Ostafrika zu höchster Blüte kommen kann?", so müssen wir diese Frage mit „Nein" beantworten. Wenn wir aber fragen: „Sollen wir trotzdem Missionieren in christlichem oder kulturellen Sinne?", so müssen wir diese Frage eifrig bejahen; denn das Christentum, ob es vom Eingeborenen angenommen wird oder nicht, hat doch einen veredelnden Einfluß, und die Missionen haben bewiesen, daß sie imstande sind, den Neger zur Arbeit zu erziehen. Vorausgesetzt ist für ein gedeihliches Wirken der Missionen in diesem Sinne natürlich, daß auch wir anderen Ostafrikaner, die wir nicht Missionare sind, durch unser Leben, durch unsern Geist, den wir den Schwarzen zu imputieren versuchen, als Anhänger der christlichen Religion,

dem Eingeborenen eine hohe Meinung von der Ethik eben dieser Religion, auch wenn er sie in ihrer ganzen Größe nicht erfassen kann, beibringen. Mit Worten allein ist es nicht getan, Beispiele müssen wirken. So muß nicht nur ein jeder persönlich sein Leben danach einzurichten suchen, sondern auch das ganze politische Leben, soweit es sich für den Eingeborenen erkennbar in Deutsch-Ostafrika abspielt, muß auf einen guten Ton gestimmt werden. Die Regierung muß versuchen, den Negern nicht nur Respekt vor dem Serkal, d. h. vor den Behörden, sondern auch vor **allen** Weißen beizubringen, und das kann leicht erreicht werden, wenn bei allen öffentlichen Verhandlungen, denen Weiße und Schwarze gemeinsam beiwohnen, die Beamten den anderen Europäern gegenüber ein Wesen zur Schau tragen, das nichts mit dem leider so oft zu beobachtenden „Beamtenhochmut" zu tun haben darf. Das wird, Sie können es mir glauben, dem Schwarzen einen tiefen Eindruck machen und ihm eine hohe Meinung „von dem Weißen als solchen" beibringen.

Und was haben wir, um es in kurzem Raume zusammenzudrängen, noch zu tun, um Ostafrika zu dem zu machen, was das Mutterland von ihm erwartet und erwarten muß? Zunächst einmal und vor allem ist es notwendig, daß das Interesse an unseren Kolonien und für das, was ihnen nottut, in unseren heimischen Kreisen gefördert wird, daß es vor allem auch den gesetzgebenden Körperschaften eigen wird. Es gibt so viele Leute, die die Gewinnung eines solchen Verständnisses für koloniale Dinge sehr erschweren, ich meine diejenigen, welche zwar einmal 3—4 Monate drüben waren, aber dann, obgleich sie nicht über das nötige Maß an Einsicht und Erfahrungen verfügen können wie die Alteingesessenen, doch Dinge als Tatsachen hinstellen, die noch in weiter Ferne liegen, oder auch ganz falsche Behauptungen aufstellen und unmögliche Ansichten zutage fördern. Gefährlich sind geradezu die, welche in kurzem Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika sich ein falsches Bild von dem Eingeborenen und seiner Entwicklungsfähigkeit machten und hypernegrophilen Ansichten huldigen und diese in der Heimat als das einzig Richtige und Wahre der Welt verkünden.

Eine Allgemeindirektive, wie wir auch in Deutsch-Ostafrika vorzugehen haben, gibt uns der bekannte Kolonialpolitiker Friedrich Fabri, der Ende der achtziger Jahre sagte: „Kolonialpolitik treiben heißt heute am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, nicht Mexiko und Peru von seinen angehäuften Gold- und Silberschätzen zu befreien, heißt nicht, aus Gewürzen und sonstigen wertvollen Produkten im indischen Archipel große Monopolverdienste einheimsen, sondern durch langsame, von Menschenleben und Millionen Geldes befruchtete Kultivationsarbeit allmählich steigende Gewinne für das Mutterland erzielen." Etwas genauer, in den Hauptsachen vor allem auf

Deutsch-Ostafrika passend, äußerte sich der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Graf Götzen, als er gelegentlich eines Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin in Daressalam sagte: „Ich möchte annehmen, daß manchem Gegner unserer überseeischen Bestrebungen jetzt die Augen geöffnet werden über das, was einer Kolonie nottut: Ausreichender militärischer Schutz durch das Mutterland, unabhängig von den lokalen Finanzen der Kolonie, ferner Verkehrsmittel, die der Größe des Landes und seinen wirtschaftlichen Aussichten entsprechen." Also Bahnen und Militär! Zu beiden gehört, wie der Graf von Montecuculi sagte, wie zum Kriegeführen „Geld und nochmals Geld". Das sollten sich die Gesetzgeber, die von dem Huhn in ihrem Stall goldene Eier erwarten, vor allem gesagt sein lassen. Für die Bahnen hat der frühere Staatssekretär Dernburg in dankenswerter Weise vorgearbeitet. Aber wir müssen mehr tun, viel mehr. Ich kann und will mich jetzt hier nicht darüber verbreiten, welche Bahnen gebaut werden müssen, mich auch nicht für den Ausbau dieser oder jener Trasse besonders begeistern, noch Rentabilitätsberechnungen aufstellen, sondern nur betonen, daß es mehr Bahnen, und zwar günstig gelegene und reichliche Benutzung versprechende Bahnen, sein müssen, nicht nur, um durch sie den Verdienst zu haben und den Rahm abzuschöpfen, den heute unsere britischen Nachbarn absahnen, sondern um eine ungezählte Menge von Leuten frei zu machen für die die Kolonie groß machende Arbeit in den Unternehmungen. Wenn Dr. Fiebig sagt, daß die Grundlage des soliden Wohlstandes einer Kolonie immer der Plantagenbau sein müsse, so sagt er wohl nichts neues. Dazu brauchen wir aber Arbeiter, und zwar viel Arbeiter, zumal bei der jetzt riesigen Entwicklung, die der Plantagenbau in Deutsch-Ostafrika zu Nutz und Frommen der Kolonie genommen hat. Ein Mittel, dem Arbeitermangel abzuhelfen, können, wie gesagt, die Bahnen sein. Bahnen sparen Menschen. Wir brauchen Arbeiter und können uns die Träger sparen, wenn die nötigen Bahnen erst alle gebaut sind.

Graf Götzen forderte Bahnen und Militär. Letzteres ist ohne Zweifel ein Machtmittel und somit ein Kulturmittel; denn in den Kolonien sind Machtpolitik und opportune Kolonisation so eng miteinander verknüpft, daß oft die Grenze kaum noch wahrnehmbar ist. Mit Militär meint Graf Götzen aber eine Schutztruppe und keine Polizeitruppe, wie sie jetzt leider anstelle der alten, guten Schutztruppe unbegreiflicherweise von der Regierung eingesetzt wurde.

Wenn wir uns noch nach weiteren Mitteln umsehen, Deutsch-Ostafrika zu heben und rentabel zu machen, so möchte ich als wichtig noch nennen: Ausbau und Neubau von neuen Straßen, die für Automobile befahrbar sind, Verbesserung des

Telegraphenverkehrs, besonders im Inlande, Einsetzung von wirklich geschulten Telegraphenbeamten, nicht nur eben gerade angelernten Goanesen und Schwarzen, Herabsetzung der Frachten bei der deutschen Ostafrikalinie oder Einsetzung einer oder mehrerer deutscher Konkurrenzlinien, die nicht zu dem Konzern „Hapag, Woermannlinie und Bremer Afrikalinie gehören dürfen, Ausbau der Küsten- und Flußschiffahrt, soweit letzteres möglich ist, Einführung deutscher Münzsorten anstatt des halb indisch, halb deutschen künstlich geschaffenen Geldes, unter Ausschaltung natürlich der Goldwährung, gründliche Revision der Zolltarifordnung und des Eingeborenenrechts für Deutsch-Ostafrika und Aufstellung einer völlig neuen Arbeiterverordnung nach Maßgabe der von den ostafrikanischen Wirtschaftlern gemachten Vorschläge. Ich glaube, daß bei allem, was für Deutsch-Ostafrika Gesetz wurde, immer zu wenig auf das Rücksicht genommen wurde, was der Wirtschaftliche Verband als einzig richtig empfahl. Ich bitte doch, zu bedenken, daß die Wirtschaftler alle erfahrene Männer sind, die mitten im kolonialen Leben stehen und zum Teil 15, 20 Jahre und mehr in der ostafrikanischen Kolonie arbeiten. Ihnen sollte man doch Urteilskraft zutrauen können. Sie, die Wirtschaftler, gehören zu keiner Partei, die nur im eigenen Interesse spricht und rät. Sie sind diejenigen, die vor allem nur das Interesse der Kolonie im Auge haben. Die Wirtschaftler sind es, die immer und immer wieder den Paßzwang fordern, leider vergebens, den man in Südafrika längst in scharfem Maße schuf. Wenn uns England, wie man so oft sagt, was Kolonien anbetrifft, ein Beispiel sein soll, nun gut, so soll sein Beispiel uns lehren, daß wir den Paßzwang einführen müssen, der uns das wertvollste Material, den die Kolonie durch seine Arbeit fördernden Neger, erhält. Dernburg und mit ihm Rechenberg hatten geglaubt, ihn durch so etwas zu verjagen. Welche Verkennung der Verhältnisse und welche Verkennung des Negercharakters! Hätten wir Selbstverwaltung, wären wir längst so weit. Es ist der heißeste Wunsch von uns Ostafrikanern, so bald Selbstverwaltung zu bekommen, als es wirtschaftlich möglich ist. Kann man uns die nicht geben, gut, so gebe man uns Beamte aus allen Berufsklassen, wie ich es vorschlug. Die Wirtschaftler wissen, wie Ostafrika hochkommen kann, wissen, wo der Schuh drückt, und wissen, wie man helfen kann. Darum verwalte man nicht vom grünen Tische aus, sondern mitten aus der Praxis heraus. Schauen wir zurück. Welchen Aufschwung hat Deutsch-Ostafrika genommen, vor allen in den letzten 10 Jahren, trotz mancher Hemmnisse! Sind wir nicht unsern Weg gefahren mit oft scharf gebremsten Wagen und sind doch rasch vorwärts gekommen? Welche Tatkraft muß unsern Kolonisten innewohnen, daß sie, jeder an seinem Teile, solche Erfolge erringen konnten.

Lockern wir die Bremsklötze. Es hat keinen Zweck, einen Wagen künstlich zu hemmen, wenn man sieht, daß es bergauf geht. Erinnern wir uns des Wortes „Kolonisieren heißt Geld verdienen." Es soll nicht so verstanden sein, daß dies Geld nur von Kolonialgesellschaften, von Pflanzungsunternehmungen, vom einzelnen Pflanzer, Farmer und Ansiedler verdient werden soll. Das Mutterland selbst soll den Gewinn einheimsen, die Mutter soll die Auslagen wiedererhalten, die sie für die Erziehung ihres Kindes hatte, und noch viel mehr. Wir können es nur erreichen, wenn wir alle Kreise der deutschen Bevölkerung für koloniale Dinge zu interessieren und zu begeistern suchen, was doch möglich sein sollte, da es sich ja um eine nationale Sache handelt, und wenn an maßgebender Stelle den Vorschlägen die ich heute machte und die mit und vor mir die ostafrikanischen Wirtschaftler machten, ein geneigtes Ohr geliehen wird. Wir alle können dazu mithelfen, wenn wir unser Interesse an den Kolonien nicht nur dadurch dokumentieren, daß wir ab und zu Beiträge für die Missionen zahlen, sondern dadurch, daß wir unsere Ohren nicht dem verschließen, was als notwendig von erfahrenen, die Kolonien, ihr Werden und Wachsen genau kennenden Männern bezeichnet wird, wenn wir ferner an unserem Teil dahin zu wirken suchen, daß die Erkenntnis der Tatsache, daß bisher die Sparsamkeit an falscher Stelle und falsche Auffassung des Wesens afrikanischer Kolonialpolitik die Hauptschuld daran trug, daß unsere Kolonien nicht längst gewinnbringend sind, Allgemeingut des ganzen deutschen Volkes wird. Wenn St. Paul sagt: „Es ist heute noch Zeit, begangene Fehler in unserer Kolonialpolitik wieder gut zu machen, und je klarer das ganze Volk in diesen Fragen sieht, um so besser ist es," so können wohl auch wir, die wir kolonialen Dingen nahestehen und Interesse dafür haben, uns dieses Wort als Leitwort nehmen, wenn wir uns die Frage beantworten wollen: „Wie kann Deutsch-Ostafrika groß, blühend und rentabel gemacht werden?" Ostafrika, und mit ihm die anderen Kolonien, muß und wird Gewinn abwerfen und dem deutschen Mutterlande einst reich vergelten, was es an ihm tat, wenn, und das ist eine conditio sine qua non, unsere Gesetzgeber davon ablassen, koloniale Dinge nach Schema F zu behandeln, und wenn sie beginnen, auf die zu hören, die das wahre Verständnis für geeignete Eingeborenenpolitik, für Verkehrspolitik und für anwendbare Rassen- und Machtpolitik haben. Das ist mein Wunsch. Möge er sich erfüllen.

Kolonialpolitische Zeitfragen

Herausgegeben vom

Deutschnationalen Kolonialverein

Heft 1. Bernhard Perrot: **Deutsch-Ostafrikanische Wirtschaftspolitik mit besonderer Berücksichtigung der Auswanderungsfrage.** Preis Mk. —.50.

Heft 2. Curt von Francois, Major a. D., ehem. Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika. **Kolonisationssystem, Monopolgesellschaften u. Bodenfrage in unseren Kolonien.** Preis Mk. —.40.

Heft 3. Rechtsanwalt Dr. J. Schultze aus Daressalam. **Anregungen zur Selbstverwaltungsfrage in den deutschen Kolonien.** Preis Mk. —.50.

Heft 4. Wilhelm Föllmer: **Zehn Augenblicksbilder aus Neudeutschland.** Preis Mk. —.80.

Alljährlich im Herbst erscheint:

Süsserotts illustrierter Kolonial-Kalender

Mit 7 Kunstdruckbeilagen, 12 Kalenderkopfleisten und Vignetten nach Originalen von Theodor Crampe und annähernd 100 Illustrationen.

Preis elegant gebunden nur 1 Mark.

Verlag von **Wilhelm Süsserott,** Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin,
Berlin W. 30.

Ein **Aufsehen erregendes Buch** erschien in meinem Verlage:

Weiß oder Schwarz

Lehr- und Leidensjahre eines Farmers in Südwest im Lichte des Rassenhasses

von **Ada Cramer,** Otjisororindi

Mit einem Nachwort von Rechtsanwalt Dr. jur. O. Cramer-Bielefeld „Zur Reform der Rechtspflege in Südwest"

Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark

Aus dem Vorwort:

Das vorliegende Buch ist von einer Farmersfrau geschrieben.

Aus welchen Empfindungen heraus, darüber wirst du, verehrter Leser, wenn du das Buch aus der Hand legst, nicht im Zweifel sein.

Die Eingeborenen, deren grausamer Haß gegen die Weißen in unverhülltester Form im Aufstande sich offenbarte, sind nur scheinbar befriedet. Dadurch, daß wir ihnen nach blutiger Niederwerfung des Aufstandes ihre Stammesrechte genommen, sie alles Eigentums beraubt und sie zu Knechten gemacht haben, sind ihre Empfindungen gegen uns nicht freundlicher geworden; sie setzen den Kampf fort, vorläufig nicht mit kriegerischen Waffen, sondern mit Bosheit und Niedertracht unter der Devise: „Dem Weißen nicht nützen, sondern ihm schaden, wo es geht."

Unser Buch zeigt uns einen solchen Kampf der Eingeborenen gegen den Farmer; ein Kampf, der ein um so grelleres Schlaglicht auf die Verhältnisse in Südwest wirft, als die Seele und den Mittelpunkt desselben ein früherer Unterkapitän des Samuel Mahaherero bildet, Kadwakonda mit Namen.

In diesen Tagen wird das Kaiserliche Obergericht in Windhuk darüber entscheiden, ob es das Urteil des Bezirksrichters billigt. Wie es auch entscheiden mag; das Urteil der werktätigen Bevölkerung in Südwest ist längst gesprochen; es steht auf Seiten des Farmers und erhofft von seinem Prozeß eine durchgreifende Wandlung in der Behandlung der Eingeborenen und wirksameren Schutz der Ansiedler vor ihrer Bosheit und Tücke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlag:

Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke)

Berlin W. 30, Winterfeldtstraße 3 a.

Paul Dünnhaupt, Cöthen i. Anh.

Koloniale Zeitschrift

Unabhängiges Organ für die wirtschaftlichen und politischen Interessen der deutschen Kolonien und

Export-Organ

für das überseeische Deutschland.

Herausgegeben von

Wilhelm Föllmer

Landwirtschaftliche Beilage

Der Tropenlandwirt.

Preise: Vierteljährlich **Mk. 3.—** durch die Post oder Buchhandel, **Mk. 3.60** bei direkter Versendung im Inlande, **Mk. 4.20** bei direkter Postversendung nach dem Auslande.

Ein Urteil aus Deutsch-Südwestafrika über die „Koloniale Zeitschrift":

Die **„Koloniale Zeitschrift"** wächst sich in den letzten Jahren mehr und mehr zum

führenden kolonialpolitischen Organ der Heimat

aus. Seit dem Wechsel in der Schriftleitung trägt sie aufrichtig zu der Lösung der vielen Fragen des kolonialen Lebens bei, ohne dabei durch langatmige theoretische Erörterungen ihr Leserpublikum abzuschrecken. Das von ihr gezeigte warme Mitgefühl für die Sorgen und Nöte der Kolonisten hat der Zeitschrift die Mitarbeiterschaft angesehenster Männer verschafft,

die jede ihrer Nummern wertvoll macht!

„Südwest" (Swakopmund) vom 21. März 1911.

Probenummern stehen gratis und franko zur Verfügung.

Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) Berlin W 30

Süsserotts Kolonialbibliothek

Gewidmet Sr. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg

Bd. I. **Ernst Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea.** Preis geb. M. 3.—. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte.

Bd. II. **Dr. C. Mense, Trop. Gesundheitslehre und Heilkunde.** Preis geb. M. 3.—.

Bd. III/IV. **Dr. Reinecke, Samoa.** Preis geb. M. 5.—. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte.

Bd. V. **Prof. Dr. Karl Dove, Deutsch-Südwestafrika.** Preis geb. M. 4.—. Mit zahlr. Abbildgn. u. 1 Karte. II. Aufl.

Bd. VI. **Ronald Ross, Das Malariafieber, dessen Ursachen, Verhütung und Behandlung.** Übersetzt von P. Müllendorff. Preis geb. M. 2.50.

Bd. VII. **Prof. Dr. Fesca, Der Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen.** I. Teil. Preis geb. M. 6.—.

Bd. VIII. **Prof. Dr. Fesca, Der Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen.** II. Teil. Preis geb. M. 5.—.

Bd. IX. **Carl Pauli, Der Kolonist der Tropen als Häuser-, Wege- und Brückenbauer.** Mit 59 Abbildungen und 4 Tafeln. 2. Auflage. Preis gebunden M. 1.50.

Bd. X. **Ernst Tappenbeck, Wie rüste ich mich für die Tropenkolonien aus?** 4. bis 6. Taus. Pr. geb. M. 1.80

Bd. XI. **C. von Pommer-Esche, Die Kanarischen Inseln.** Mit vielen Abbildungen. Preis gebunden M. 1.50.

Bd. XII. **P. Salesius, Die Karolineninsel Jap.** Mit vielen Abbildungen. Preis geb. M. 4.—.

Bd. XIII. **Kolonial-Kochbuch.** Herausgegeben im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. Preis gebd. M. 5.—.

Bd. XIV. **Dr. Bongard, Wie wandere ich nach deutschen Kolonien aus?** Preis geb. M. 1.—.

Bd. XV. **Dr. jur. W. Höpfner, Das Schutzgebietsgesetz.** Preis M. 3.50.

Bd. XVI. **E. Sembritzki, Kamerun.** Reich illustr. Preis geb. M. 5.—.

Bd. XVII. **O. Braemer, Die Tropenapotheke.** Preis M. 2.—.

Bd. XVIII. **Dr. K. Sehrwald, Das Obst der Tropen.** Preis M. 3.—.

Bd XIX. **R. Toepfer, Liberia.** Preis M. 1.50.

Bd. XX. **Prof. Dr. Fesca, Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen.** III Teil. Preis geb. M. 6.—.

Bd. XXI. **Hauptmann Streitwolf, Der Caprivizipfel.** Reich illustriert. Preis geb. M. 4.—.

Bd. XXII. **W. Kolbe, Gemüsebau in den Tropen und Subtropen.** Reich illustriert. Preis geb. Mk. 5.—.

Bd. XXIII. **Dr. Bassermann, Der Strauß und seine Zucht.** Reich illustr. Preis geb. M. 5.—.

Bd. XXIV. **Deeken, Die Karolinen.** Reich illustriert. Preis geb. M. 4.—.

Bd. XXV. **Johannsen, Die Photographie in den Tropen.** Illustriert. Preis geb. M. 2.—.

Bd. XXVI. **Schlettwein, Viehzucht in den Tropen und Subtropen.** Illustriert. Preis geb. Mk. 3.—.

Bd. XXVII **Zaepernick, Kautschukkulturen I, Hevea brasiliensis.**

Bd. XXVIII. **Zaepernick, Kautschukkulturen II, Ficus elastica.**

Bd. XXIX. **Dr. Walter Steinitz, Die Schlafkrankheit und ihre Bekämpfung.**

Bd. XXX. **S. Koehler, Tropische Düngerfibel.**

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag:

Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30.

Hofbuchh. Sr. Kgl. Hoh. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Druck von Paul Dünnhaupt, Cöthen-Anhalt.